

edfc



Fantasia | 258e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1258e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 49. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2026 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2026-03

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1258e – Magazin für Phantastik



edfc



KiWi

Krimi
des
Monats

*Christian
v. Ditfurth*

*Stachelmanns
erster Fall*

*Mann ohne
Makel*

**Christian von Ditfurth [Wolf-Christian
Krafft Hans-Otto von Ditfurth, 1953–]
Stachelmann 1: Mann ohne Makel (2002)
KiWi 826 (TB 382 S./€ 7,90)
Köln 2004
Genre: Krimi**

Er hielt Stachelmann die Titelseite vors Gesicht. „Tragödie einer Familie“ stand da in dicken roten Buchstaben, schwarz und kleiner darunter: „Hamburger Makler (46) verzweifelt – nun auch Tochter (6) tot. Es war Mord!“ Ein Schwarzweißfoto zeigte einen Mann mit einer Hand vor den Augen. Daneben ein Farbfoto, ein Mädchen mit blonden Zöpfen, darunter ein Text: „Valentina Holler (6) vergiftet wie ihr Bruder – Opfer eines Serienkillers?“ (S. 10)

Josef Maria Stachelmann, einundvierzig Jahre alt, schreibt noch immer mit wachsendem Verzagen an seiner Habilitation und hält sich als Dozent für Geschichte an der Hamburger Universität über Wasser.

Im Zug von Lübeck nach Hamburg fällt sein Blick auf eine Bild-Zeitung, die sein Ge-

genüber in Händen hält: Demnach fallen die Mitglieder der Hamburger Familie Holter der Reihe nach vermeintlichen Unglücksfällen beziehungsweise Mordanschlägen zum Opfer. Was Stachelmann nicht ahnt, ist die Tatsache, dass dieser Bildzeitungsleser just der abscheuliche Mörder ist.

Der Zug hielt in Bad Oldesloe.

Als er wieder zu rollen begann, schlug Stachelmann die Titelseite auf und las die Geschichte. Der Makler wohnte wie andere reiche Hamburger mit seiner Familie nahe der Eibchaussee. Vor zwei Jahren hatten Spaziergänger seine Frau erschlagen im Duvenstedter Brook gefunden. Vor einem Jahr war der zehnjährige Sohn im Schwimmbad vergiftet worden. Jetzt war auch Valentina tot, der Makler und ein vierjähriger Sohn blieben als Einzige übrig. Jedes Jahr ein Mord. (S. 11)

Und hier können wir den Gedanken des Mörders folgen.

Er war ungeduldig. In den letzten Wochen hatte er manchmal gezweifelt am Sinn seines Auftrags. Er hatte mit der Planung des dritten und letzten Schlags begonnen, bevor er den zweiten geführt hatte. Vielleicht war seine Sorgfalt bei der Vorbereitung des letzten Schlags nur Ausdruck seines Zweifels? Er schüttelte den Kopf. Nein, wenn er diesen Schlag nicht führte, wären alle Schläge davor sinnlos, alle Anstrengung und Gefahr umsonst. Diesmal hatte er kein Jahr Zeit, um sich vorzubereiten. Er fühlte, wie der Tod nach ihm griff. Sobald die Aufregung über seinen letzten Schlag sich gelegt hatte, würde er es tun.
(S. 14)

Christian von Ditfurth war selbst Historiker und beschreibt in *Mann ohne Makel* das akademische Milieu exakt und mit spitzer Feder. Die Morde und das Motiv des Täters sind allerdings weniger glaubwürdig gelungen.

Arthur Schnitzler

Spiel im Morgengrauen

Erzählung

Fischer



***Schnitzler, Arthur: Spiel im Morgengrauen**

Arthur Schnitzler [1862–1931]

***Spiel im Morgengrauen* (1926)**

Fischer 29 101 (TB 164 S./DM 7,80)

Frankfurt am Main 1987

Genre: Drama

„Denn du kannst dir denken, Willi“, – er sprach hastig und scharf zugleich — „mein Besuch heute zu so ungewohnter Stunde – ich weiß, du schläfst dich gern aus an einem Sonntag —, dieser Besuch hat natürlich einen Zweck, sonst hätte ich mir natürlich nicht erlaubt – kurz und gut, ich komm’, an unsere alte Freundschaft zu appellieren – an unsere Kameradschaft darf ich ja leider nicht mehr sagen. Du brauchst nicht blaß zu werden, Willi, es ist nicht gar so gefährlich, es handelt sich um ein paar Gulden, die ich halt morgen früh haben muß, weil mir sonst nichts übrigbliebe als...“ – seine Stimme schnarrte militärisch in die Höhe –, „na – was vielleicht

schon vor zwei Jahren das Gescheiteste gewesen wäre.“

„Aber, was red'st denn da“, meinte Wilhelm im Ton freundschaftlich-verlegenen Unwillens. (S. 13f)

Wilhelm Kasda dient als Leutnant im k. u. k. Heer, betreut von seinem Burschen Joseph. Überraschend bekommt er Besuch von dem ehemaligen Oberleutnant Otto von Bogner, der in großer Geldverlegenheit ist. Wegen seines kranken Sohnes musste er sich aus der Kasse seiner Firma bedienen, und nun steht für morgen, Montag, eine Revision an, die es ihm verunmöglicht, das Geld wieder zurückzuzahlen, wie er es beabsichtigt hatte. Er bitte seinen alten Kameraden Willi, ihm doch mit neunhundertsechzig Gulden für einen begrenzten Zeitraum auszuhelfen – andernfalls müsse er sich die Kugel geben.

Willi schämte sich ein wenig für ihn, nicht so sehr wegen der kleinen Veruntreuung oder – Defraudation, so mußte man's ja wohl nennen, die der alte Kamerad begangen, sondern vielmehr,

weil der ehemalige Oberleutnant Otto von Bogner – vor wenigen Jahren noch ein liebenswürdiger, wohlsituierter und schneidiger Offizier – bleich und ohne Haltung in der Diwanecke lehnte und vor verschluckten Tränen nicht weiterreden konnte. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Geh, Otto, man muß ja nicht gleich die Kontenance verlieren“ [...]. (S. 16)

Bogner hat offenbar mit dem Ablegen der Uniform auch jegliches Offiziersbetragen verloren, denn er ist sich nicht zu schade, Willi flehentlich anzubetteln, was diesem außerordentlich peinlich ist.

Willi würde ihm durchaus aushelfen, wenn er könnte, aber er hat selbst kaum mehr als hundert Gulden. Bogner verweist auf Willis Onkel Robert Wilram, aber nein, Willi ist sich absolut sicher, dass der früher so freigiebige Onkel keinen einzigen Gulden herausrücken wird.

Bogner sah vor sich hin. Dann plötzlich hob er den Kopf, sah Willi wie abwesend an und sagte: „Also, ich bitt’

dich um Entschuldigung, grüß dich Gott“, nahm den Hut und wandte sich zum Gehen.

„Otto!“ rief Willi. „Ich hätt’ noch eine Idee.“

„Noch eine ist gut.“

„Also hör’ einmal, Bogner. Ich fahre nämlich heut aufs Land – nach Baden. Da ist manchmal am Sonntag nachmittag im Café Schopf eine kleine Hasardpartie: Einundzwanzig oder Bakkarat, je nachdem. Ich bin natürlich höchst bescheiden daran beteiligt oder auch gar nicht. Drei- oder viermal habe ich mitgetan, aber mehr zum Spaß. [...]“ (S. 21)

Weil es Willi peinlich ist, Bogner so abfertigen zu müssen, macht er einen letzten Vorschlag: Er, Willi, könnte nach Baden fahren und dort im Café Schopf Hasard spielen. Immerhin bestünde eine gewisse Chance, tausend Gulden zu gewinnen. Bogner sieht zwar den guten Willen Willis, findet sich aber wohl oder übel damit ab, sich eine Kugel in den Kopf schießen zu müssen – denn mit der Schande kann er, obwohl jetzt Zivilist, nicht leben.

„Aber jetzt will ich dich nicht länger aufhalten. Schon um meinetwillen. Und morgen früh werde ich mir erlauben — vielmehr... ich warte morgen früh um halb acht drüben vor der Alserkirche.“ Und mit bitterem Lachen: „Wir können uns ja auch zufällig begegnet sein.“ Den Versuch einer Erwiderung von Seiten Willis wehrte Bogner ab und fügte rasch hinzu: „Übrigens, ich lasse meine Hände unterdessen auch nicht im Schoß liegen. Siebzig Gulden hab’ ich noch im Vermögen. Die riskier’ ich heut nachmittag beim Rennen – auf dem Zehn-Kreuzer-Platz natürlich.“ Er trat rasch zum Fenster, sah in den Kasernenhof hinab –: „Die Luft ist rein“, sagte er, verzog bitter-höhnisch den Mund, schlug den Kragen hoch, reichte Willi die Hand und ging. (S. 23)

Willi fährt nach Baden und beteiligt sich am Hasard-Spiel, wobei er sehr vorsichtig setzt und die hundertfünfundzwanzig Gulden, die er mitgebracht hat, auf keinen Fall vollständig verlieren will; und Schulden zu ma-

chen, das kommt unter keinen Umständen in Frage.

Willi hat wechselndes Glück im Spiel und hat zeitweise sogar mehr als zweitausend Gulden gewonnen, was sowohl für ihn als auch für Bogner reichen würde. Aber wie es der Zufall will, kann er nach Beendigung des Spiel seine alte Bekannte nicht treffen, geht erneut zum Spiel, reißt sich wieder los, versäumt den Zug, und besucht wieder das Café Schopf.

Ohne dass es ihm bewusst wird, konsumiert er immer größere Mengen Cognac und wird zusehends wagemutiger, verliert zugleich aber auch den Überblick. Einer der Spielteilnehmer, ein begüterter Konsul eines südamerikanischen Landes, ist so freundlich, Willi Geld vorzustrecken. Am Ende belaufen sich seine Schulden auf mehr als elftausend Gulden. Der Konsul will am Dienstag für unbestimmte Zeit verreisen und besteht, allen Bitten Willis um Verlängerung der Frist unzugänglich, auf Bezahlung innerhalb von vierundzwanzig Stunden, wie es der Ehrenkodex vorsieht, oder wenigstens bis zum Zeitpunkt seiner Abreise.

Nun ist es an Willi, seinen Onkel Robert aufzusuchen. Dieser gesteht ihm endlich, was er so lange verborgen gehalten hat, dass er nämlich eine ehemalige Prostituierte geheiratet und ihr sein gesamtes Vermögen überschrieben hat, wofür er von ihr eine monatliche Rente erhält. Die Abmachung ist durchaus vorteilhaft, denn der großzügige Onkel hätte mittlerweile sein ganzes Geld verschleudert, während es die sparsame Prostituierte durch kluges Wirtschaften und Anlegen vermehrt hat, was auch dem Onkel zugute kommt, da er prozentual am Gewinn beteiligt ist – wobei ihm die Einkünfte allerdings gerade zum Leben ausreichen. Insbesondere hat ihm seine Gattin nachdrücklichst verboten, sie jemals wieder aufzusuchen oder sie gar um mehr Geld zu bitten.

Als Willi den Namen der Fraglichen erfährt, nämlich Leopoldine, erinnert er sich, dass er einmal ein Kunde der damals blutjungen Prostituierten war und sie für ihre liebevollen Dienste mit zehn Gulden, einer unerhörten Summe, entlohnt hat.

Willi verbringt eine Nacht mit der immer noch hübschen und freundlichen Leo-

poldine, die ihm nun ihrerseits tausend Gulden auf den Tisch legt.

„Das ist ja zu wenig, Leopoldine, nicht um tausend, du hast mich gestern wahrscheinlich mißverstanden, um elftausend habe ich dich gebeten.“ Und unwillkürlich unter ihrem immer eisigeren Blick zog er die Bettdecke über seine nackten Beine.

Sie sah ihn an, als verstünde sie nicht recht.

Dann nickte sie ein paarmal, als werde ihr jetzt erst alles klar: „Ah so“, sagte sie, „du hast gedacht...“ Und mit einer verächtlich-flüchtigen Kopfwendung zu der Banknote hin: „Darauf hat das keinen Bezug. Die tausend Gulden, die sind nicht geliehen, die gehören dir – für die vergangene Nacht.“ Und zwischen ihren halb geöffneten Lippen, ihren blitzenden Zähnen spielte ihre feuchte Zunge hin und her.

Die Decke glitt von Willis Füßen. Aufrecht stand er da, das Blut stieg ihm brennend in Augen und Stirn. Unbewegt, wie neugierig, blickte sie ihn an.

Und da er nicht vermochte, ein Wort herauszubringen – wie fragend: „Ist doch nicht zu wenig? Was hast du dir denn eigentlich vorgestellt? Tausend Gulden! – Von dir hab’ ich damals nur zehn gekriegt, weißt noch?“ Er machte ein paar Schritte auf sie zu. Leopoldine blieb ruhig an der Türe stehen. Nun griff er mit einer plötzlichen Bewegung nach der Banknote, zerknitterte sie, seine Finger bebten, es war, als wollte er ihr das Geld vor die Füße werfen. Da ließ sie die Klinke los, trat ihm gegenüber, blieb Aug’ in Aug’ mit ihm stehen. „Das soll kein Vorwurf sein“, sagte sie. „Ich hab’ ja auf mehr nicht Anspruch gehabt damals. Zehn Gulden – war ja genug, zu viel sogar.“ Und das Auge noch tiefer in das seine: „Wenn man’s genau nimmt, gerade um zehn Gulden zuviel.“ (S. 147)

Es stellt sich heraus, dass die junge Leopoldine ihren Willi abgöttisch geliebt hat und sich von ihm nicht nur eine andere Gunstzuweisung erhofft hat als die zehn Gulden, sondern diese Bezahlung als herzabwür-

gende Zurückweisung empfunden hat. Jetzt ist ihre Zeit der Rache gekommen, indem sie Willi nicht die benötigten elftausend Gulden leiht, sondern ihn für die Dienste einer Nacht mit tausend Gulden entlohnt.

Das Geld recht gerade, um Bogner zu retten, was Leopoldine wohl auch so kalkuliert hat. Willi aber muss sich, dem Ehrenkodex der k. u. k. Offiziere folgend, eine Kugel in den Kopf schießen.

Der Leutnant Kasda, im Mantel mit hochgestelltem Kragen, lehnte in der dem Fenster zugewandten Ecke des schwarzen Lederdiwans, die Lider halb geschlossen, den Kopf auf die Brust gesunken, schlaff hing der rechte Arm über die Lehne, der Revolver lag auf dem Fußboden, von der Schläfe über die Wange sickerte ein schmaler Streifen dunkelroten Bluts, der sich zwischen Hals und Kragen verlor. (S. 159f)

So findet ihn sein Bursche, noch aufrecht in der Ecke des Diwans sitzend, mit einem Loch im Kopf. So findet ihn auch sein Onkel, der mit den benötigten elftausend Gulden,

die ihm seine Frau doch noch zur Verfügung gestellt hat, eintrifft.

Spiel im Morgengrauen ist eine hochdramatische Erzählung, die trotz des leichten Tonfalls von Anfang an von Untergang und Tod kündigt.

In erster Linie geht es Arthur Schnitzler um eine Kritik an dem Ehrenkodex der k. u. k. Offiziere, obwohl Österreich-Ungarn zum Zeitpunkt der Abfassung des Textes schon acht Jahre untergegangen war. Diese Offiziersehre ist für Schnitzler ein Korsett, in das Menschen gegen ihren Willen gepresst werden und das sie im Lauf der Zeit so verinnerlichen, dass sie es höher schätzen als ihr Leben – denn es wäre Willi ein Leichtes gewesen, sich für bankrott zu erklären und den Dienst zu quittieren. Bogner zwar hätte mit einer Gefängnisstrafe rechnen müssen und war demzufolge in größerer Bedrängnis. Auch in seinem Fall wäre ein Selbstmord, der Frau und Kind in noch größere Not stürzt, der schlechteste Ausweg; aber auch in ihm wirkt noch die Vergangenheit als Offizier nach.

Außerhalb ihres starren Ehrenkodex' scheinen die Herren Offiziere jedoch nicht

viel Charakter zu besitzen, denn Beide sind sich nicht zu schade, bei Kameraden zu jammern und zu betteln, und Willi geht sogar eine ehemalige Prostituierte um Geld an. Dass er Leopoldinens unschuldige Liebe vor Jahren zurückgewiesen hat, das weiß er nicht mehr; vielleicht hat er ihre Gefühle schon damals nicht registriert, weil für einen Offizier die Empfindungen anderer Menschen, insbesondere von Zivilisten, keine Bedeutung haben, ja vermutlich aus Blindheit gar nicht wahrgenommen werden können.

Leopoldine rächt sich an Willi, indem sie ihm tausend Gulden für eine Liebesnacht auf den Tisch legt. Aber sie ist nicht so herzlos wie ihr Galan, denn sie lässt ihm das benötigte Geld doch noch zukommen – dass sich Willi ernsthaft das Leben wegen bloßer Spielschulden nehmen könnte, das ist der praktisch denkenden Frau nicht in den Sinn gekommen.

Der Konsul schließlich ist ein dubioser Mensch, der auf fragwürdige Weise in Übersee zu seinem Geld gekommen ist und sich den Titel vermutlich gekauft hat. Das wissen die Offiziere, die mit ihm um Geld

spielen, und lassen es ihm gelegentlich spüren. Weil es aber einen Mitspieler braucht, der viel Geld an den Tisch bringt, lassen sie ihn trotzdem mitspielen. Der Konsul wiederum fühlt die heimliche Verachtung der Offiziere sehr wohl und ist entschlossen, sich an ihnen zu rächen, und wenn es ihn zehntausend Gulden kosten sollte. In Willi hat er sich das passende Opfer auserkoren und schiebt dem betrunkenen Mitspieler einen Tausender nach dem anderen zu, bis dieser unentrinnbar in der Schuldenfalle sitzt. Nun muss sich sein Opfer erniedrigen und betteln gehen, oder besser noch, sich erschießen – so findet der Konsul seine Rache.

ORBIS VERLAG

VICTOR GUNN

Auf eigene Faust



*Gunn, Victor: Auf eigene Faust

**Victor Gunn [Edwy Searles Brooks,
1889–1965]**

*Ironsides Cromwell 5: Auf eigene Faust
(Ironsides' Lone Hand, 1941)*

Orbis (TB 160 S./DM 5,00)

München 1999

Aus dem Englischen von Olga Otto

Genre: Krimi

Das gespenstische, schemenhafte Wesen interessierte sich nicht im geringsten für Mrs. Smalleys Hühnerstall. Die behandschuhte Rechte tastete nach dem Spalier an der Hauswand. Peter hatte es anbringen lassen, weil Tante Susan für Glyzinien schwärmte. Dieses Spalier bot dem Eindringling die Möglichkeit, mühelos an der Mauer hinaufzuklettern. Obwohl er untersetzt wirkte, klomm er gewandt und völlig lautlos immer höher.

Der Mann griff nach dem Fenstersims, das offensichtlich sein Ziel war, und zog sich dann vollends hinauf. Einen Augenblick verharrte er, um Atem zu

schöpfen. Die Fenster waren zweiflügelig; dieses war ein Spalt breit geöffnet und nur mit einem einfachen Haken gesichert. Die behandschuhten Finger führen in den Spalt, und sofort öffnete sich das Fenster.

Katzenhaft schlüpfte der Fremde ins Zimmer. In diesem Augenblick lugte der Mond kurz hinter den vorbeiziehenden Wolken hervor und enthüllte die Umriss des Betts und der schlafenden Gestalt darin.

Gleich darauf verblaßte das Mondlicht wieder, aber der Eindringling hatte sich bereits orientiert. Auf Zehenspitzen schlich er zum Bett. Dabei zog er etwas unter dem Mantel hervor – einen Gegenstand, der in der Dunkelheit schwach schimmerte.

Er zögerte keine Sekunde. Mit brutaler Gewalt stieß er zu.

Lautlos, wie er gekommen war, verschwand der Mörder wieder. (S. 10f)

Dr. Peter Cameron, verwaister Junggeselle, gilt trotz seiner Jugend bereits als berühmter Gehirnchirurg, tätig am Krankenhaus St.

Markus in Westminster. Er wird von seiner Haushälterin Susan Smalley betreut, die er ihrer Fürsorglichkeit wegen Tante nennt.

Eines Abends wird Peter nachts zu einer Notoperation ins Krankenhaus gerufen. Weil das Wetter so schlecht ist und Peter sicher völlig durchgefroren sein wird, wenn er wieder heimkommt, schläft die Tante in seinem Bett, um es aufzuwärmen. Das wird ihr zum Verhängnis, denn ein Mörder klettert am Spalier hoch und ersticht die brave Frau mit einem exotischen Dolch, den er in ihrem Körper stecken lässt, bevor er das Weite sucht.

Hier entdeckt Peter gerade die Leiche seiner geliebten Tante.

Plötzlich – auf halbem Weg – blieb er tödlich erschrocken stehen. Die Farbe wich aus seinem Gesicht, als er den seltsam verzierten Dolchgriff aus Tante Susans Brust herausragen sah. Mit einem langen Schritt trat er an das Bett und starrte auf das bleiche, wächserne Antlitz hinab. Ein kurzer Blick genügte.

„Tante Susan!“ stöhnte er mit erstickter Stimme. (S. 13f)

Das ist ein Fall für Chefinspektor William Cromwell und seinen treuen Adlatus Sergeant Johnny Lister. Das Hausmädchen Doris berichtet, dass die sterbende Tante noch ausrufen konnte: Geh nach Streatham!, und dass Selbige am Abend zuvor mit einem Mann am Gartentor gestritten hatte.

Cromwell schließt messerscharf, dass der Anschlag nicht der alten Frau, sondern dem Arzt gegolten hatte. Er erkennt den Dolch als kroatischen Ursprungs, was auf einen Angehörigen dieses Stammes verweist, der Peter unter dem Messer verstorben war. Wollte hier ein Verwandter Blutrache üben? Bedauerlicherweise werden die Ermittlungen erschwert durch den Polizeisergeanten Rudd, der nicht nur ungewöhnlich begriffstutzig ist, sondern auch mit starren Eigensinn den Fall an sich zu reißen versucht.

Auf eigene Faust erinnert weniger als die klassischen englischen Krimis als vielmehr an die viele Jahrzehnte früher auf der Insel so beliebten Gothischen Schauerromane. Ein kroatischer Messerwerfer, eine alte Burg, ein unentdeckbarer Geheimgang, ein verrückter Professor, ein dahinsiechender

Lord, ein mordlüsterner Erbe, eine geheime Heirat, an unbekannter Sohn, und nicht zuletzt Morde und Mordversuche mittels Dolch, Würgeschnur, vergifteter Grammophonadel und Vorenthalt ärztlicher Pflege zeugen für die Zugehörigkeit zu diesem alten Genre. Hinzu kommt noch, dass sich Victor Gunn immer wieder in auktorialer Manier direkt an den Leser wendet, um ihm die vorausgegangen Ereignisse zu erklären.

Ob man diese Art der Erzählweise schätzt oder nicht, das liegt im Belieben des jeweiligen Lesers; aber man kann nicht abstreiten, dass Victor Gunn ebenso flüssig wie abwechslungsreich erzählt.

Jörg Weigand

Spannend auf hohem Niveau

Anspruchsvolle Literatur im Romanheft



Außer der Reihe

p.machinery

***Weigand, Jörg: Spannend auf hohem Niveau**

Jörg Weigand [Jörg Ernst Weigand, 1940–]

Spannend auf hohem Niveau.

Anspruchsvolle Literatur im Romanheft

p.machinery Außer der Reihe 101

(PB 176 S./€ 19,90)

Winnert 2026

Genre: Sekundärliteratur

Abgesehen davon, dass trotz vieler (auch berechtigter) Vorbehalte gegen Romanheftliteratur auch gilt, dass in manchem Heftroman ein besserer Stil gepflegt und spannender und ideenreicher (sprich: gekonnter) erzählt wird als in gar nicht so wenigen als Taschenbuch oder gar Hardcover verlegten Romanen, findet der aufmerksame Beobachter in diesen Reihen auch immer wieder anspruchsvollere Literatur, Weltliteratur gar.

Gewiss ist es nicht die Regel, dass Autoren wie James Fenimore Cooper, Edgar Allan Poe oder Theodor Fontane am

Kiosk angeboten werden, aber: Es gibt sie! Und es gab sie auch schon vor dem Ersten Weltkrieg. Nur hat im Laufe langer Jahrzehnte dies kaum einmal jemand beachtet. Da nicht wenige dieser Romanheftreihen nicht oder nur unzureichend bibliografiert sind, scheint hier die Notwendigkeit eines Nachweises vonnöten. (S. 9, „Einführung“)

Jörg Weigand, bekannt für seine Arbeiten auf dem Bereich der Unterhaltungsliteratur, hat sich der unendlich scheinenden Mühe unterzogen, sämtliche deutschsprachigen Romanheftreihen seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, nicht weniger als zweihundertvierzig an der Zahl, auf den Abdruck als anspruchsvoll geltender Werke zu untersuchen und diese im vorliegenden Band aufzulisten.

Die Reihe erstreckt sich von *Die Frau in den Dünen* von Kobo Abe, erschienen in der *Romanzeitung* 413 bis zu *Der tote Gast* von Heinrich Zschokke in *Die gelbe Reihe* 1.

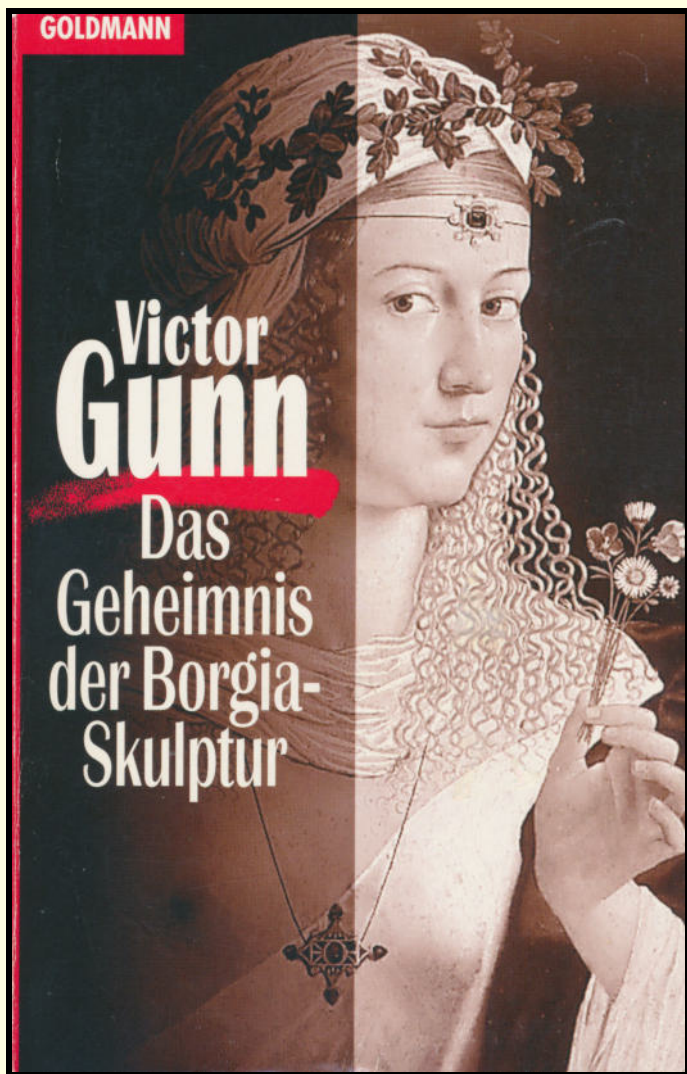
Besonders hervorstechend sind dabei die *Hamburger Lesehefte*, die, beginnend 1948 mit *Pole Poppenspüler* von Theodor Storm,

mittlerweile über zweihundertfünfzig Bände erreicht haben und im Gegensatz zu ihrem bekannteren Konkurrenten, der Reclam Universal Bibliothek, in größerem Format und mit angenehm zu lesender Schrift erscheinen.

Um dem Leser auch einen optischen Genuss zu bieten, ist in *Spannend auf hohem Niveau* jeder rechten Textseite eine linke Bildseite gegenübergestellt, auf der ein Titelbild eines erwähnten Heftrromans in bewundernswert guter Qualität abgebildet ist.

GOLDMANN

Victor
Gunn
Das
Geheimnis
der Borgia-
Skulptur



***Gunn, Victor: Geheimnis der Borgia-Skulptur**

Victor Gunn [Edwy Searles Brooks, 1889–1965]

Ironsides Cromwell 17: Das Geheimnis der Borgia-Skulptur

(The Borgia Head Mystery, 1951)

Goldmann 00 205 (TB 180 S./DM 9,90)

München 1996, 5. Auflage

Aus dem Englischen von Irene von Berg

Genre: Krimi

Mr. Francis Augustus Kendrick war kaltblütig ermordet worden. Sein Hinscheiden bedeutete für Londons Westend den Verlust eines seiner beliebtesten Originale. ‚Old Gus‘, wie Kendrick liebevoll in Kunstkreisen genannt wurde, war gereizt und ruhelos gewesen, seit er am Nachmittag in London angekommen war – und an seiner Nervosität war nicht nur das Wetter schuld. Er war zu einem ganz bestimmten Zweck nach London gefahren; eigentlich hatte sich der berühmte Kunsthändler bereits seit fünf

Jahren von den Geschäften zurückgezogen und lebte bereits still und friedlich auf seinem Landsitz in Cumberland.

Mr. Michael Gale, der gesetzte, würdige Geschäftsführer, der die Firma jetzt leitete, hatte sofort verstanden, daß ein großer Abschluß in der Luft lag, denn der alte Kendrick, der sowieso ein ernster, schweigsamer Mann war, gab sich heute förmlich als Trappist. Nur seine Augen blitzten so, daß man ohne weiteres auf ein Geschäft von außergewöhnlicher Wichtigkeit schließen konnte. Gales vorsichtige Fragen hatten keinen Erfolg. (S. 5f)

Der erfolgreiche Kunsthändler Francis Augustus Kendrick hat sich schon vor geraumer Zeit aus dem aktiven Geschäft zurückgezogen und lebt zusammen mit seiner Nichte Vicky Kendrick auf seinem Landsitz in Cumberland; seine Londoner Galerie führt jetzt der Geschäftsführer Michael Gale.

Doch diesmal ist Kendrick persönlich nach London gefahren, weil er einen Handel von ganz ungewöhnlicher Höhe abwi-

ckeln will. Doch er wird von zwei Gangstern, dem raffinierten, aber unbeherrschten Frederick Charles Brody und dem unbedarften Ted Willis, überfallen.

„Ich habe nicht die Absicht, Sie lange aufzuhalten, Mr. Kendrick“, erklärte Brody im gleichen herausfordernd gelassenen Plauderton. „Sie brauchen mir nur den Borgia-Kopf auszuliefern. Das ist alles, was Sie zu tun haben.“

Kendrick zuckte unmerklich zusammen. „Den Borgia-Kopf?“ wiederholte er erstaunt.

„Ganz richtig.“

„Und was, wenn Sie mir die Frage erlauben wollen, ist der Borgia-Kopf? „

„Ruhe, Ruhe, mein Lieber, leugnen hilft gar nichts!“ Brody lächelte jetzt breit. „Ich würde so was Dummes gar nicht erst versuchen, wenn ich Sie wäre. Wir verträdeln nur unsere Zeit. Sie wissen ebensogut wie ich, was der Borgia-Kopf ist, und außerdem haben Sie ihn hier in Ihrem Büro.“

„Was mich zu dem Geständnis zwingt, daß Sie mehr wissen als ich“, gab Kendrick freundlich zurück.

Brody fing sichtlich an, seine Herzlichkeit zu verlieren. „Sie glauben wohl, daß Sie mich aufhalten können, bis Dodd kommt, wie?“ sagte er. „Jawohl, ich weiß alles über Mr. Preston Dodd“, fuhr er fort, als er Kendrick auffahren sah. „Der kommt aber nicht vor einer Viertelstunde. Wie Sie sehen, habe ich die Zeit für meinen Besuch mit großer Sorgfalt gewählt.“ (S. 9)

Kendrick ist es gelungen, eine Antiquität von unglaublicher Seltenheit zu erwerben, nämlich den verschollen geglaubten sogenannten Borgia-Kopf, eine Skulptur aus purem Gold, einen Totenschädel von besonderer Hässlichkeit darstellend, gefertigt von Benevenuto Cellini im sechzehnten Jahrhundert. Der Kopf soll mit einem Fluch behaftet sein, der jedem seiner Besitzer den Tod bringt.

Brody scheint in Erfahrung gebracht zu haben, dass Kendrick den Kopf an eben diesem Tag dem amerikanischen Millionär

Preston Dodd verkaufen will. Doch Kendrick leugnet energisch, den Kopf bei sich zu haben.

„O Himmel, was ist das bloß für eine alberne Geschichte“, sagte Kendrick in ergebenem Ton. „Der Schlüssel zum Safe ist nicht in meiner Tasche. Er liegt in einer Schublade. Hier, in der linken Schublade des Schreibtisches. Es wäre mir schrecklich unangenehm, Ihnen unnötige Mühe und Scherereien zu verursachen.“

Willis trat vor und zog die von Kendrick bezeichnete Lade auf. Im gleichen Augenblick versuchte Old Gus mit einer schnellen, zielsicheren Bewegung den darin befindlichen Revolver zu ergreifen.

„Achtung!“ schrie Willis.

Brody reagierte augenblicklich und tatsächlich mehr oder weniger automatisch. Ehe Kendricks Finger sich um die Waffe schließen konnten, gab Brodys Pistole einen sonderbaren, gedämpften Ton von sich, eine leichte, scharf riechende Rauchwolke verbreitete sich im

Zimmer, und Mr. Francis Augustus Kendrick sackte über seinem Schreibtisch zusammen. Der einzige Ton, den er von sich gab, war ein merkwürdiger Seufzer. Dann wurde es totenstill. (S. 11f)

Kendrick greift nach einem Revolver, aber Brody kommt ihm zuvor und erschießt ihn.

Das ist ein Fall für für Chefinspektor William Cromwell und seinen treuen Adlatus Sergeant Johnny Lister. Die Gangster haben zwar die gesamte Londoner Galerie durchsucht, den Kopf aber nicht gefunden. Auch Kendricks verstörte Nichte und Erbin Vicky, die auf seinem Landsitz Mere Croft lebt, weiß nichts von einem Borgia Kopf. Das einzige, was sie beizutragen hat, ist ein alter Scherz, mit dem sie ihren Onkel damit aufgezogen hat, demzufolge er eine „Schwarze Höhle“ besitzen müsse, wo er seine Schätze aufbewahre.

Natürlich geben die Gangster ihre Suche nicht auf, sondern quartieren sich in einem nahen Gasthof als Sommerfrischler ein. Und ein junger Mann namens Harold Murray, Architekt von Beruf, zeigt ein auffälliges In-

teresse nicht nur für Vicky, sondern auch für das geheimnisvolle Versteck.

Das Geheimnis der Borgia-Skulptur ist ein wenig zu dialoglastig, dafür aber ausgesprochen wendungsreich und spannend, also eine durch und durch angenehme Entspannungslektüre.



*McKenna, Skye: Goldene Schlüssel

Skye McKenna []

Cassandra Morgan 1: Der goldene Schlüssel
(*Hedgewitch 1: Hedgewitch*, 2022)

Ravensburger (HC 416 S./€ 15,99)

Ravensburg 2025

Aus dem Englischen von Katharina

Orgaß

Mit Illustrationen von Viktoria

Gavrilenko

Genre: Phantastik

Cassandra Morgan versteckte sich in der Besenkammer. Alles in allem kein schlechtes Versteck, denn immerhin gab es ein kleines Fenster, durch das genug Licht zum Lesen hereinfiel, und einen umgedrehten Eimer, auf dem man einigermaßen bequem sitzen konnte. Wenn einen der muffige Geruch und die eine oder andere vorwitzige Maus nicht störten, war es beinahe gemütlich. (S. 9)

Cassandra Morgan was hiding in the broom cupboard. It wasn't a bad place to hide, all things considered; a narrow

window provided light to read by and an upturned bucket served well enough as a seat. If she ignored the smell of mildew and the odd inquisitive mouse, it was almost cosy.

Cassandra Morgen ist zwölf Jahre alt, lebt in dem Internat Fowell House und versteckt sich am liebsten in der Besenkammer, um dort in dem Buch „Märchen aus dem Lande Faerie“ zu schmökern. Ihre Mutter Rose hat sie hier vor sieben Jahren abgegeben und ihr versprochen, sie bald wieder abzuholen, ist aber seither spurlos verschwunden. Ein seltsam geformter, goldener Schlüssel ist alles, was Cassie von ihrer Mutter geblieben ist.

Es war überhaupt nicht wie andere Bücher über Faerie, in denen liebliche Wesen über Seerosenblätter tanzten. Die Geschichten waren spannend und manchmal richtig gruselig. Sie handelten von Feenköniginnen, die Kinder entführten, und von jungen Mädchen, die nachts in magischen Ringen aus Pilzen tanzten. Von Städten aus Sternenlicht

und von Geigenspielern, die ins Innere von Hügeln gelockt wurden und dort eine Nacht lang fiedelten, und wenn sie wieder herauskamen, waren hundert Jahre vergangen. (S. 10f)

It was not at all like the other 'faery books' she'd read, full of dainty creatures prancing about on lily pads. The stories it contained were wild and strange; youths whisked away by faery queens and maidens who danced all night in toadstool circles; fiddlers who wandered into green hills where they played music for a night, only to return and find a hundred years had passed; and children who stumbled upon secret doors that led to cities of starlight.

Die Feen in diesem Buch sind nicht die üblichen harmlosen Schmetterlinge, sondern gefährliche Wesen der Anderswelt, die kleine Kinder entführen und Erwachsene verzaubern.

Dass Kinder verschwinden, das tritt allerdings auch im gegenwärtigen England häufig auf, und jetzt sogar an Cassies Schu-

le, wo die kleine Jane Wren vermisst wird. Nicht nur die Polizei sucht nach der Verschwundenen, sondern auch eine Wächterin namens Renata Rawlins.

„Weißt du, wofür wir Wächterinnen da sind, Cassie?“

Cassie schüttelte wieder den Kopf.

„Wir untersuchen ungeklärte Vorfälle. Helfen den Leuten und beschützen sie.“

„So wie die Polizei?“

„Fast. Allerdings kann einen die Polizei nur vor anderen Menschen schützen. Unsereiner dagegen ist gefragt, wenn ... ungewöhnliche Mächte im Spiel sind.“

Cassie fand es gut, dass die Wächterin die Schülerinnen beschützen sollte, verstand aber immer noch nicht, wovor. (S. 25)

‘Do you know what wardens do, Cassie?’

Cassie shook her head.

‘Well,’ said Renata. ‘We have a duty to investigate peculiar happenings. We’re here to help people, to protect them.’

‘Like the police?’

‘Yes, although the police only protect you from other humans. We come in when something... stranger is involved.’

Cassie liked the idea that the warden was there to protect them, but she still couldn’t understand what they needed protecting from.

Cassie ist eine Eigenbrötlerin und wird von allen anderen Schülerinnen abgelehnt; auch die Lehrer scheinen sie nicht zu mögen. Aber immerhin lernt sie im Unterricht etwas über die Geschichte Englands.

1565: Schlacht von Rushwick. Das Volk der Sonnenlosen Lande, angeführt von der Schattenkönigin, fällt durch den Großen Westwald in England ein und verwüstet Worcester. (S. 28)

1565: The Battle of Rushwick. The people of the sunless lands, led by the Shadow Queen, invade England through the Great Western Wood and lay waste to Worcester.

Offenbar ist Britannien durch einen großen Wald, den Hag, in zwei Teile gespalten: In dem einen wohnen die Menschen, in dem anderen herrschen die Elfen und andere grauslige übernatürliche Wesen. Seit dem Friedensvertrag von Rosehill im Jahr 1572 herrscht einigermaßen Ruhe, aber anscheinend schleichen sich immer wieder ungeheure Wesen in England ein.

Als wäre Cassies Leben nicht schon schlimm genug, kommt jetzt der finale Schlag: Die grimmige Rektorin Griselda Grimson eröffnet der Schülerin, das deren Mutter nach sieben Jahren der Abwesenheit offiziell für tot erklärt wurde. Cassie muss daher Fowell House verlassen und in Burnhopes Kinderheim übersiedeln.

Da bleibt für Cassie nur eine Möglichkeit, nämlich die Flucht. Das große Tor, das das Schulgelände umschließt, öffnet sich ihr wie von selbst, so dass sie in die Stadt entkommt – wo sie nicht mehr weiter weiß. Während sie auf einer Parkbank über ihr weiteres Schicksal nachdenkt, wird sie von einer Schar kleinwüchsiger Männer umringt, die sie entführen wollen. Doch ein sprechender Kater namens Montague rettet

sie vor den Goblins und fliegt sie auf einem Hexenbesen in das Dorf Hedgley, das direkt am großen Hag liegt und von ihrer Tante Miranda, der mächtigen Haghexe, regiert wird. Hier kommt Cassie unter und wird zur Hexe ausgebildet, aber hinsichtlich ihrer Mutter macht ihr Miranda keine Hoffnung.

Der goldene Schlüssel zeichnet sich durch einen angenehmen Stil, eine spannende Handlung, sympathische Protagonisten und abscheuliche Schurken aus, was den Roman zu einer vergnüglichen Lektüre macht. Leider wirkt die Handlung in der zweiten Hälfte des Buches ein wenig zerdehnt, was vermutlich darauf zurückzuführen ist, dass Sky McKenna aus dem Stoff eine fünfteilige Serie machte.



SIMPLY

PHYSIK



WISSEN AUF DEN PUNKT GEBRACHT

Jack Challoner & Hilary Lamb & David Sang & Giles Sparrow

Simply Physik

(*Simply Physics*, 2025)

Dorling Kindersley (HC 160 S./€ 12,95)

München 2025

Aus dem Englischen

Genre: Sachbuch

Die Physik hat zum Ziel, einige der grundlegendsten Phänomene in der Welt um uns herum zu verstehen. Sie beschäftigt sich mit Materie und Energie, hier auf der Erde und im gesamten Universum. Die Erklärungskonzepte, die Physikerinnen und Physiker im Lauf der Jahrhunderte entwickelt haben, basieren auf dem, was man in der natürlichen Welt sieht. Manchmal beobachten sie einfach natürliche Phänomene; manchmal führen sie gezielte Experimente durch, um Fragen zu klären, die sich aus der Naturbeobachtung ergeben. Experimente können so einfach sein wie das Zusammenbringen zweier Magnete oder so komplex wie die riesigen Teilchenbeschleuniger, mit denen

man den Aufbau der Materie auf kleinster Ebene erforscht. Die experimentelle Bestätigung ist der ultimative Test für jede physikalische Theorie. (S. 7)

Simply Physik hat sich zum Ziel gesetzt, das gesamte Gebiet der Physik anhand von knappen und klaren Texten sowie anschaulichen Graphiken in leichtverständlicher Form für jüngere Leser darzustellen. Dies geschieht in acht Hauptkapiteln mit den Titeln Materie, Kräfte und Bewegung, Energie, Elektrizität und Magnetismus, Schall und Licht, Quantenphysik, Relativität, Astrophysik und Kosmologie, die sich in insgesamt hundertsechzig Unterkapitel aufteilen.

Der Verlag Dorling Kindersley, ein Label von Penguin Random House, hat hier den optimalen Weg gefunden, umfassendes physikalisches Wissen kompakt und anschaulich darzubieten.

ASTRID SÜSSMUTH

111

IMPULSE

FÜR DIE

Rauhnächte

Rituale, Magie und
Achtsamkeit

emons:

Astrid Süßmuth

111 Impulse für die Rauhnächte. Rituale, Magie und Achtsamkeit

emons: (PB 240 S./€ 19,50)

Köln 2025

Genre: Esoterik

Die Rauhnächte zwischen Winter-
sonnwende und dem Dreikönigstag gel-
ten als eine geheimnisvolle Zeit voller
Mystik, Aberglauben und jahrhunderte-
alter Traditionen. Ihre Wurzeln reichen
tief in die vorchristliche Vergangenheit,
doch bis heute haben sie nichts von ih-
rer Faszination verloren.

Räuchern, Orakeln, Dämonen abweh-
ren – was früher während dieser dunk-
len Zeit „zwischen den Jahren“ sinnstif-
tend war, wird heute oft als folkloris-
tisch, verstaubt oder gar esoterisch an-
gesehen. Die wahre Stärke von Rauh-
nachts-Traditionen liegt darin, uns dar-
an zu erinnern, wie wichtig es ist, inne-
zuhalten, Vergangenes bewusst abzu-
schließen und neue Wege zu entdecken.
In einer Welt, die sich immer schneller
dreht, wirken die Rauhnächte damit wie

eine geheime Tür zu mehr Achtsamkeit und Reflexion, sie geben einen Anstoß zu persönlichen Neuanfangen. Wenn die Nächte lang sind und die Dunkelheit tief über dem Land liegt, können wir einen Moment des Nachdenkens einlegen und den Blick auf das Wesentliche lenken. (S. 3)

Die Rauh Nächte umfassen den Zeitraum vom 21. Dezember bis zum 6. Januar. Astrid Süßmuth hat sich der Mühe unterzogen, zu jedem dieser Tage eine Vielzahl von Überlieferungen, Bräuchen und Ritualen zusammenzutragen. Als Quellen dienten ihr alte Chroniken, überlieferte Mythen und Gewährspersonen, die die alten Traditionen heute noch kennen und sogar pflegen.

Das reichhaltig bebilderte Werk *111 Impulse für die Rauh Nächte* ist eine ungewöhnlich umfassende Quelle für alle Überlieferungen, die mit diesem geheimnisvollen Zeitraum zusammenhängen.



K. A. Linde

Royal Houses 1: Haus der Drachen

(House of Dragons, 2020)

Lübbe (HC 528 S./€ 22,00)

Köln 2026

Aus dem Amerikanischen von Barbara Röhl

Genre: Fantasy

Kerrigan verlor.

Aus einer Schnittwunde an ihrer Braue tropfte ihr Blut ins Auge. Sie tänzelte auf dem festgestampften Lehmboden leichtfüßig und kampflustig vor und zurück. Ihr Gesicht schützte sie mit den Händen. Viel hatte es ihr nicht genützt.

Ihre zierliche Gestalt stand in komplettem Gegensatz zu dem Kraftprotz vor ihr. Er war über zwei Meter groß und gebaut wie der Schenkel eines Drachen – massig und muskelbepackt. Obwohl er vor allem rohe Kraft statt Raffinesse ausstrahlte. (S. 9)

In den Wastes unter der Stadt Kinkadia herrscht Dozan Rook, der Besitzer der jungen Kämpferin Kerrigan. Hier tritt sie gera-

de in einem mit Körperkraft und Magie geführten Duell gegen einen überlegenen Gegner namens Bruiser an, erringt aber schlussendlich den Sieg.

Auf dem Kontinent Alandria herrschen die Familien der Fae dank ihrer überragenden Magie über die gewöhnlichen Menschen. Kerrigan ist eine Halb-Fae, die Tochter von Lord Kirrin Argon und einer Menschin. Ihre nur ein wenig zugespitzten Ohren muss sie sorgfältig verbergen, denn die Fae schätzen Mischlinge ganz und gar nicht. Und wenn sie wüssten, dass Kerrigan eine ganz besondere Begabung hat, nämlich die Fähigkeit, in spontanen Visionen die Zukunft vorherzusehen, dann würde sie gnadenlos verfolgt.

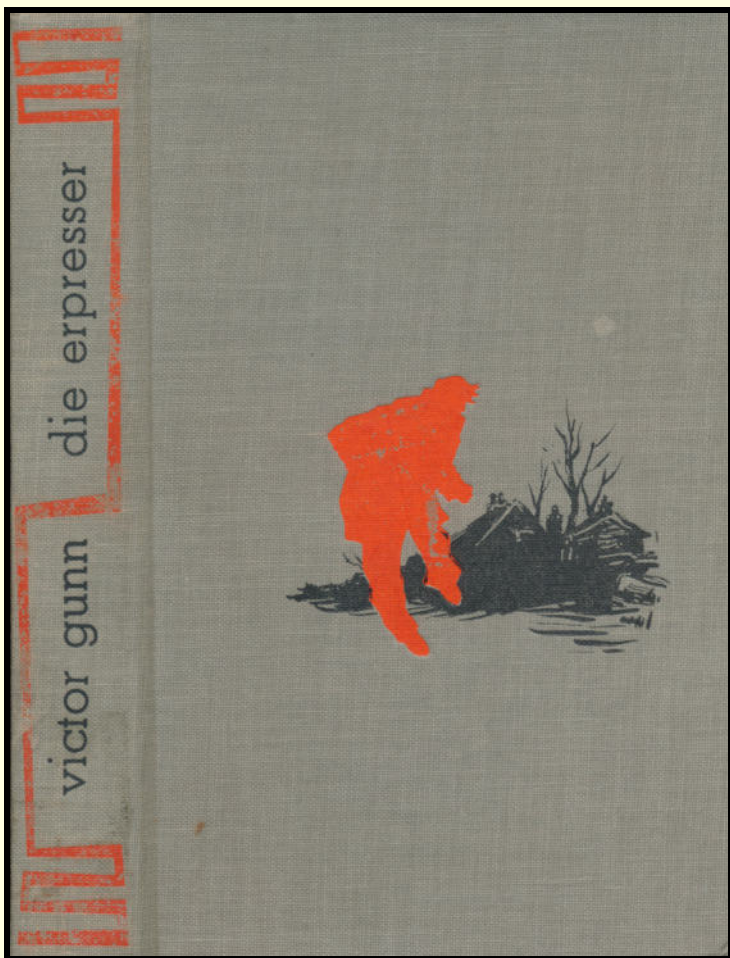
Hier erlebt sie gerade die dritte Vision ihres jungen Lebens.

Dann verließ sie ihre Sehkraft, und stattdessen zog ein Gewirr von Bildern vor ihrem inneren Auge vorbei. Die Arena bis zum letzten Sitz gefüllt mit Publikum, das schreiend den Beginn des Turniers forderte. Schwarzer Rauch und Finsternis. Eine schwarz gekleidete Ges-

talt. Sie konnte nicht erkennen, wie die Person aussah, wer sie war. Ein Mädchen, das am Himmel schwebte. In der Falle. Schreiend. Eine große Menge vor einem Gebäude. Sprechchöre und Geschrei gingen von der Menge aus wie von einem Mob Eine Gestalt in einem schwarzen Umhang trat vor, die Züge hinter einer roten Maske verborgen. Chaos. (S. 28f)

Aber vorläufig plagten Kerrigan andere Sorgen: Obwohl sie von ihrem letzten Zweikampf noch sehr mitgenommen ist, will sie unbedingt an dem großen Turnier teilnehmen, bei dem fünf Drachen darauf warten, an einen Menschen gebunden zu werden. Und Kerrigan will unbedingt eine der fünf Erfolgreichen werden.

Haus der Drachen ist der Auftakt zu einer unglaublich beliebten und erfolgreichen Fantasyserie von der *New-York-Times*-Bestellerautorin K. A. Linde.



*Gunn, Victor: Erpresser

**Victor Gunn [Edwy Searles Brooks,
1889–1965]**

*Ironsides Cromwell 20: Die Erpresser
(Death Comes Laughing, 1952)*

Stuttgarter Hausbücherei

(HC 250 S./DM xx)

Stuttgart 1957

Aus dem Englischen von Olga Otto

Genre: Krimi

Ein junger Bursche war damit beschäftigt, Benzin aus seinem Tank abzuzapfen und in einen Kanister zu füllen, der neben dem Wagen auf der Straße stand. Diese Unverschämtheit nahm Philip fast den Atem. Der Bursche vor ihm schien ein typischer kleiner Schieber zu sein. Er trug einen dunklen Regenmantel mit Gürtel und eine Baskenmütze. Das Gesicht, das sich blitzschnell herumwandte, verriet empörte Überraschung. Philip sah es nur undeutlich, es schien blaß – mit vor Schreck geweiteten Augen – und sehr jung zu sein. (S. 7)

Dr. Philip Harding, zweiunddreißig Jahre alt und verlobt mit Doris Cartwright, betreibt seit kurzem eine noch nicht sonderlich erfolgreiche Arztpraxis auf dem Lande. Hier muss er gerade beobachten, wie ein junger Bursche Benzin aus seinem Auto aussaugt. Als Philip den Dieb zur Rede stellen will, schleudert ihm dieser den Kanister ins Gesicht und flieht mit seinem alten Austin.

Philip verfolgt ihn mit seinem Vauxhall bis zu einer ohnehin schon gefährlichen und schwer einsehbaren Kurve, die jetzt im Nebel für einen Ortsunkundigen nicht zu erkennen ist. Prompt kommt der Austin von der Straße ab und stürzt in den Fluss.

Zum Glück war der Wagen alt und das Schiebedach verzogen. Er entdeckte einen winzigen Spalt, in den er mit klammen Fingern hineinlangte. Zu seiner Überraschung gab das Dach nach, eine kleine Öffnung war entstanden, so daß er besser zupacken konnte. Philip kniete hin und zerrte mit aller Kraft – es gelang ihm, einen großen Teil des beschädigten Daches herunterzureißen. Das Wasser schoß sprudelnd hinein und

ergoß sich in den Wagen, der schon bis zur Hälfte gefüllt war. Die Scheinwerfer brannten noch, und hinter dem erleuchteten Armaturenbrett bemerkte Philip die schmächtige Gestalt des Burschen, die über dem Steuerrad zusammengesunken war. Vorsichtig streckte der junge Arzt sich auf dem übriggebliebenen Teil des Daches aus, jede unnötige Bewegung vermeidend, weil er befürchten mußte, daß der Austin jeden Augenblick umkippen könne. Dann langte er nach unten, bekam den Jungen fest unter den Achseln zu fassen und zog mit aller Gewalt. Es war ein verzweifelter Kampf. Das Wasser hatte jetzt das Innere des Wagens vollständig überflutet. Die leblose Gestalt, die Philip gepackt hielt, wurde wie von unsichtbaren Händen nach unten gezogen – die völlig durchnäßte Kleidung verdoppelte ihr Gewicht. (S. 12)

Philip springt in den Fluss, reißt das beschädigte Schiebedach des Autos auf, zerrt den bewusstlosen Burschen an Land und trägt ihn in sein Haus.

Unbeholfen, mit steifen Fingern öffnete Philip Gürtel und Knöpfe des Regentmantels. Ein heller Straßenanzug mit einem auffallenden Karomuster wurde sichtbar. Das erste, was Philip bemerkte, war ein kleiner roter Fleck auf dem Jackett, etwa in Höhe des Herzens.

„Also das ist es!“ murmelte er, während er mühselig das Jackett aufknöpfte. „Das Steuerrad muß ihm ja einen gewaltigen Stoß versetzt haben, als er durch den Zaun gerast ist. Wahrscheinlich einige Rippenbrüche. Na, wir werden ja gleich sehen.“

Das Jackett saß merkwürdig knapp – viel knapper, als man von dem durchnästen Stoff hätte erwarten können. Philip wunderte sich darüber, und gleichzeitig schoß ihm ein aufregender Gedanke durch den Kopf.

Hastig zerrte er an dem Hemd herum und riß vor Aufregung einen Knopf ab – und dann sah er die zarte, wohlgeformte Brust... (S. 14f)

Als Philip den Ohnmächtigen von seiner nasen Kleidung befreit, bemerkt er, dass er

eine junge Frau vor sich hat. Er legt sie nackt in sein eigenes Bett und bereitet ihr eben eine Wärmflasche, als seine Verlobte hinzukommt und ihn sogleich unter wütenden Vorwürfen wieder verlässt.

Die Frau hat ein Buch aus einer Leihbücherei bei sich, in das „Silver Queen, Hugdon-Schleuse“ eingetragen ist. Philip lässt die schlafende Frau zurück und fährt zu dem genannten Schiff, wo er ein älteres Ehepaar tot vorfindet. Alkohol und eine brennende, undichte Gasheizung weisen auf eine Kohlenmonoxydvergiftung hin, aber die geweiteten Augen deuten auf ein Narkotikum.

Philip meldet den Vorfall der Polizei und fährt wieder nach Hause, wo die junge Frau verschwunden ist. Sie hat jedoch ein Feuerzeug zurückgelassen, das nicht mit Benzin, sondern mit Atropin gefüllt ist. Kann es sein, dass sie es war, die das Ehepaar betäubt hat, damit es hilflos durch die defekte Gasheizung sterben musste?

Philip kann nicht glauben, dass die junge Frau eine kaltblütige Mörderin ist, folgt aber der Spur, die ihr Leihbuch hinterlassen hat, woraufhin die Bibliothekarin sie als

Gwendolin Summers, Luftstewardess, identifiziert.

Während die örtliche Polizei den Doppelmord als Unfall abtut, verständigt Philip Chefinspektor William Cromwell, allerdings ohne den Namen der jungen Frau preiszugeben. Er will sie stattdessen lieber aufsuchen und selbst befragen.

Die Erpresser ist ein sehr verwickelter und äußerst rätselhafter Krimi, der den Leser zu fesseln versteht, auch wenn die Auflösung am Ende etwas weit hergeholt scheint und viele Dialoge umfangreicher ausgefallen sind, als es nötig wäre.



THEA HONG

홍
테
아

Prinzessin
der tausend
Diebe

CHOSEN

Lubbe

Thea Hong

Prinzessin der tausend Diebe 2: Chosen

Lübbe (PB 446 S./€ 18,00)

Köln 2022

Genre: Phantastik

Ich wusste, dass es eine Illusion war, vom ersten Moment ..., als sich die skelettartigen Hände meiner toten Schwester um meinen Hals legten. Aber das Wissen, dass das alles nicht echt war, half mir nicht weiter, als ich immer tiefer in meinem Traum versank. Die eisige Kälte, die von ihren Fingern ausging, breitete sich schmerzhaft auf meiner Haut aus, und als mir der süßliche Gestank von verwestem Fleisch in die Nase drang, musste ich gegen den Würgereiz ankämpfen.

„Es hätte dich treffen sollen“, flüsterte Sora, während aus ihren milchig-trüben Augen blutige Tränen quollen und rote Spuren auf ihren welken Wangen hinterließen. Mit einer abgehackten Bewegung beugte sie sich zu mir herunter, und ihr langes, verklettetes Haar streifte meine Haut. „Wenn du nicht gestoh-

len hättest, was mir gehörte, wäre das alles nie passiert. Es ist deine Schuld.“ Ihre Stimme zitterte, war nur schwach zu hören – aber ihre Worte hatten die Wirkung von Gift, breiteten sich in Windeseile in mir aus und schlugen Wurzeln in meiner Seele. (S. 11)

Jia ist die Tochter von Jihonn, dem Oberhaupt des unglaublich reichen Hong-Clans in Dusan, der auch Clan der Meisterdiebe genannt wird. Hier träumt sie gerade von ihrer toten Schwester Sora.

An dem Tag, an dem die Welt unterging, verschmolzen die Minuten zu Stunden und die Stunden zu Tagen, während der Himmel sich zu einem ewigen Aschegrau verdunkelte. Der beißende Gestank von verkohltem Fleisch, verbranntem Holz und ätzenden Chemikalien lag über uns wie eine schwere Decke, und ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, wie ein Atemzug mit frischer Luft schmeckte.

Von Busan waren nur noch Trümmer geblieben, die anklagend gen Himmel

ragten. Nach dem Kreischen der Monster, in das sich die verzweifelten Hilfeschreie der Menschen gemischt hatten, den Explosionen und dem Dröhnen, war es nun gespenstisch still. Und meine Schwester war tot.

Die koreanischen Streitkräfte hatten sich, laut Muyeol, der ein altes Radio zum Laufen gebracht hatte, nach Seoul zurückgezogen, um den verbliebenen Teil der Bevölkerung zu schützen. (S. 13)

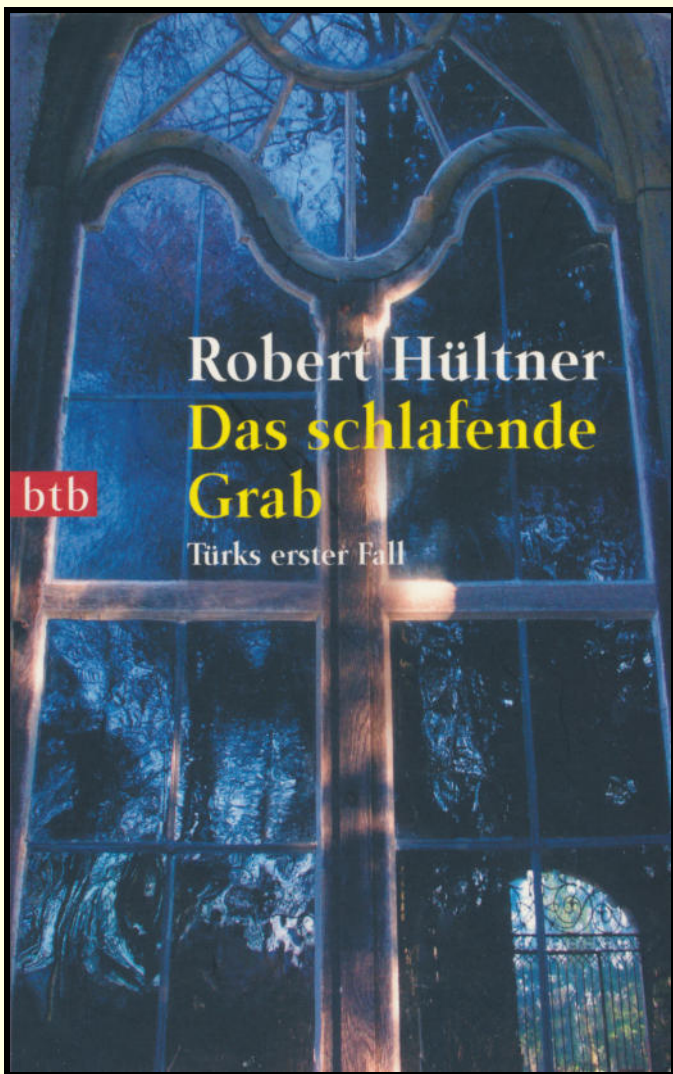
Ganz Korea ist dem Untergang geweiht, und die letzten Streitkräfte haben sich auf die Hauptstadt Seoul zurückgezogen. Das Unglück hat damit begonnen, dass Mo-Monster aus den Bildern des Malers Sin Yun-Bok entsprungen sind und jetzt einen Vernichtungsfeldzug gegen alle Menschen führen.

In einem alten Hong-Archiv erfährt Jia jedoch, dass es noch eine Hoffnung auf Rettung gibt: Sie muss in das 18. Jahrhundert zurückreisen, die Bilder von Sin Yun-Bok zerstören und anschließend den Maler selbst töten.

Chosen ist eine dramatische und zugleich phantasievolle Erzählung aus einem alternativen Korea voller Exotik und Magie, die laut Klappentext dem neugekürten Genre der Romantasy zugehörig ist.

Was den wagemutigen Leser in dem Roman erwartet, wird in der „Content Note“ erläutert.

Ableismus; Alkohol; Albträume; Blut; Body Horror; Emotionale Manipulation; Folter; Gewalt; Klassismus; Krankheit; Mord; Selbstverletzung; Sexuelle Handlungen; Sklaverei; Suizid; Tod; Trauer; Untote; Vergiftung. (S. 3)



Robert Hültner
Das schlafende
Grab

btb

Türks erster Fall

Robert Hültner

Joseph Türk 1: Das schlafende Grab

btb 73 169 (TB 240 S./€ 9,00)

München 2004

Genre: Krimi

Ein Kranz Glühbirnen, die den Schminkspiegel umrahmten, erleuchtete den schmalen Raum. Eine Gestalt im Kostüm eines Weiß-Clowns saß in merkwürdiger Gelöstheit auf einem Stuhl vor dem Schminktisch. Die linke Gesichtsseite ruhte auf der Platte. An der rechten Schläfenseite war ein Einschussloch zu erkennen. Schminkutensilien lagen auf dem Boden verstreut.

„Na merci“, murmelte Baier.

Zögernd war die Direktorin gefolgt. Ihr Kinn bebte. Sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Es ist nicht wahr“, flüsterte sie. „Es ist einfach nicht wahr.“

„Wer hat ihn gefunden?“

„Ich.“ Die Antoni wischte sich mit dem Handrücken über die Wangen. „Er und Carl sind nicht zu ihrem zweiten Auftritt hinter den Vorhang gekommen.“

Hab schon geahnt, dass was passiert sein muss. Ich bin gleich zum Wagen. Das Licht ist an gewesen. Ich hab geklopft, und wie ich nichts gehört hab, bin ich hinein.“ (S. 35f)

Der Münchner Kripohauptmeister Joseph Türk wurde wegen Fehlverhaltens zum Streifendienst versetzt, den er jetzt mit seinem Kollegen Alfred Baier ableistet. Heute wird er beispielsweise zum von Direktorin Antoni geführten Zirkus Caloni gerufen, weil eine Anwohnerin den Zirkus wegen Tierquälerei angezeigt hat, die sie auf unmenschliche Schreie zurückführt. Freilich, das Personal gibt an, das wäre der Esel Borro gewesen, der eben zu schreien pflegt, wie Esel das so tun, auch wenn sie gut gepflegt werden.

Doch noch am selben Tag müssen Türk & Baier erneut zum Zirkus Caloni ausrücken, und diesmal aus einem ernsteren Grund. Der Artist Jascha Rosenberg, ein ungarischer Sinti, wird ermordet aufgefunden, und sein Kollege und Landsmann Carl Rosenberg, mit Jascha vermutlich nicht ver-

wandt, jedoch das Duo Tisgan bildend, ist verschwunden.

Das schlafende Grab ist ein unterhaltsamer Krimi, der ein ernstes Thema mit ins Spiel bringt, nämlich die Verbrechen des Dritten Reiches.

M.W.
CRAVEN

SPIEGEL
Bestseller

KRIMINAL
ROMAN

DER
KURATOR

DROEMER★

M. W. Craven

Washington Poe 3: Der Kurator

(The Curator, 2020)

Droemer (PB 460 S./€ 16,99)

München 2025

Aus dem Englischen von Marie-Luise

Bezenberger

Genre: Krimi

„Ich schicke der SCAS Videos und Fotos von den Tatorten, wenn wir fertig sind, aber es wird hilfreich sein, wenn ich kurz zusammenfasse“, verkündete Nightingale. „Einige meiner Kollegen, die über Weihnachten bei ihren Familien waren, sind noch nicht auf dem neuesten Stand.“

Sie tippte auf die Tastatur ihres Laptops, und auf dem Bildschirm an der Wand erschien das Foto eines Gebäudes.

„Das ist der erste Tatort. Die Büroräume von John Bull, einer Spedition in Carlisle. Am 23. Dezember hat eine Mitarbeiterin namens Barbara Willoughby dort ihr Wichtelgeschenk ausgepackt. Eigentlich hätte sie einen Becher mit ei-

nem Verlobungsring darin bekommen sollen. Stattdessen hat sie das hier gekriegt.“

Anstelle der Außenaufnahme von dem tristen Gebäude erschien die Nahaufnahme einer abgetretenen, beigefarbenen Teppichfliese von jener unverwüstlichen Sorte, die landauf, landab in Büros zu finden war.

In der Mitte lagen zwei Finger.

Sie waren dicht oberhalb der Mittelhand abgetrennt worden. Die Schnitte sahen glatt aus. An den blutigen Enden waren trockene Blutgerinnsel voller Fusseln. An einem Finger steckte noch ein Ring. Er war schmal, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Ehering einer Frau.

Wieder ein neues Foto. Diesmal erschien ein Becher auf dem Bildschirm.

#BSC6 stand in großen schwarzen Buchstaben darauf.

„Was bedeutet das?“, wollte Flynn wissen.

„Wir haben keine Ahnung“, antwortete Nightingale. „Wir können online nichts dazu finden.“ (S. 34)

Detective Superintendent Jo Nightingale berichtet ihren Untergebenen, dem Detective Sergeant Washington Poe, der Analytikerin Matilda Bradshaw und der Detective Inspector Stephanie Flynn von einer Folge bizarrer Mordfälle: In den Räumen einer Spedition tauchten zwei abgetrennte Finger auf, beide von derselben Person, wobei der erste bei lebendigem Leib, der zweite nach dem Tod abgeschnitten wurde, wie die Gerichtsmedizin festgestellt hat. Ein weiteres Fingerpaar fand sich in einem kirchlichen Taufbecken, und ein drittes in einer Gaststätte.

Geht hier ein völlig wahnsinniger Serienmörder um, der seine Opfer wahllos aussucht, oder handelt es sich, wie ein schier absurder Verdacht insinuiert, um einen perversen Social-Media-Challenge, an dem mehrere asoziale Sportbegeisterte teilnehmen?

Der Kurator stammt von Spiegel-Bestseller-Autor M. W. Craven, der für seine furiosen Krimis um Washington Poe und Matilda Bradshaw mit dem renommierten *Gold Dagger Award* ausgezeichnet wurde.



Goldmann

M.K.Wren

**Es bleibt
in der
Familie**



Rote Krimi

M. K. Wren

**Conan Flagg 2: Es bleibt in der Familie
(A Multitude of Sins, 1975)**

Goldmann 04 714 (TB 224 S./DM 4,80)

München 1978

**Aus dem Amerikanischen von Renate
Meyer**

Genre: Krimi

„[...] Vielleicht sollten Sie mir etwas über ihr *Problem* erzählen.“ Er beobachtete sie, wie sie ihre Tasse hob, bevor sie antwortete. Sie war blaß geworden. „Nun, es ist wirklich ganz einfach.“ „Das glaube ich kaum.“

Sie lächelte bitter. „Ich meine, die grundlegende ... Situation. Sehen Sie, irgend jemand folgt mir – ständig und ganz nah. Ich bin niemals frei, ich kann keinen Schritt aus unserem Haus in Shanaway machen, ohne meinen Schatten. Aus diesem Grunde habe ich auch darauf bestanden, daß wir uns unter vier Augen treffen sollten.“ Er stieß eine Rauchwolke aus; sein Gesichtsausdruck blieb jedoch unverändert.

„Kennen Sie diesen ‚jemand‘?“

„Es gibt zwei davon. Nein, ich kenne sie nicht, und ich habe auch sorgfältig darauf geachtet, daß ich sie bewußt nicht sehe. Ich will sie nicht alarmieren, so daß sie ihr bisheriges Vorgehen ändern könnten. Mr. Flagg, ich habe ein gutes Gedächtnis und habe Verbindungen zu Politikern.“ Dann machte sie eine kleine unbehagliche Pause. „In einigen Bereichen. Auf jeden Fall fand *ich* ohne allzu große Schwierigkeiten heraus, daß Sie Privatdetektiv sind. Die anderen könnten das auch, und wenn sie wüßten, daß ich mich mit Ihnen treffe, könnten sie den Grund erraten und – nun, ich befürchtete, daß es dann sehr viel schwerer sein dürfte, die Wahrheit herauszufinden. Und aus diesem Grunde bin ich hier. Ich will wissen, wer sie sind und vor allem, warum sie mich beobachten.“

Er zögerte und sagte dann trocken: „Nun, Ihre Neugierde ist ganz einleuchtend.“ (S. 21)

Conan Flagg betreibt die Buchhandlung „Holiday Beach“. Insgeheim ist er auch als

Detektiv tätig, aber davon wissen nur die wenigsten Personen. Immerhin, diejenige, die ihm einen anonymen Brief mit der Bitte um Hilfe schickt, scheint seinen Zweitberuf zu kennen.

Flagg trifft sich mit seiner Klientin an einem abgelegenen Ort, und diese stellt sich als Isadora Canfield, einundzwanzig Jahre alt, heraus, die Tochter des jüngst verstorbenen Senators John Canfield.

Isadora fühlt sich verfolgt und kann sich an die Woche nach dem Tod ihres Vaters nicht mehr erinnern; auch wie sie sich die Narben auf ihren Handgelenken, die auf einen Selbstmordversuch hindeuten, beigebracht hat, weiß sie nicht mehr.

Flagg nimmt sich des Falls an, denn erstens hat er Mitleid mit Isadora, zweitens kommt ihm der Tod des Senators seltsam vor, und dritten ereignet sich bald ein weiterer mysteriöser Todesfall in der Familie.

Es bleibt in der Familie ist ein unterhaltbarer Krimi von Martha Kay Renfroe (1938–2016), die unter dem Pseudonym M. K. Wren als beliebte Krimiautorin galt.

CAMERON
SULLIVAN

MACHT IST EINE HUNGRIGE BESTIE

The RED
WINTER



Cameron Sullivan []

Red Winter. Macht ist eine hungrige Bestie

(Red Winter, 2026)

TOR (HC 572 S./€ 16,00)

Frankfurt a. M. 2026

Aus dem australischen Englisch von

Jochen Schwarzer

Genre: Phantastik

Das Mädchen war im Mondlicht erstaunlich schön. Erstaunlich aus zweierlei Gründen. Erstens: Sie war bekannt für ihre Schönheit – was meiner Erfahrung nach lediglich bedeutete, dass es ihr in den langen Wochen zwischen Beginn der Pubertät und erster Schwangerschaft gelungen war, alle ihre Zähne zu behalten. Und zweitens: Sie war seit zwei Tagen tot – und ich habe genug Gräber geschändet, um zu wissen, dass Leichen, zumindest nach landläufigem Geschmack, nicht schön sind.

Ich glaube, sie hieß Cristina. Ihr Geist saß mir auf einem grob gehauenen Grabstein gegenüber und sah mir bei der Arbeit zu. Und der Geist war tatsächlich schön – aber das sind Geister ja

oft. Dieses Geistermädchen hatte typisch piemontesisches Haar, dunkel, üppig und lockig, das ihr bis knapp über die Schultern fiel. Aus dem bezaubernd tiefgründigen Blick ihrer großen Augen sprach der Ernst des Jenseits. Ein sanfter Lichtschein ging von ihrer Gestalt aus, und sie trug ebenjenes weiße Totengewand, das ich von ihrem Leichnam gerade heruntergeschnitten hatte.

„Das war *teuer*“, murmelte das Mädchen, das zerschnittene Kleidungsstück betrachtend. (S. 15)

Professor Sebastian Grave beheimatet in seinem Geist den Dämon Sarmodel, der ihm nicht nur Unsterblichkeit verleiht, sondern auch die Fähigkeit, mit der jenseitigen Welt zu kommunizieren. Seinen Lebensunterhalt verdient er mit dem Jagen von Monstern, dem Beschwören von Geistern und dem Aufklären von Todesfällen.

Hier untersucht er gerade im Jahr 1785 in Italien das Ableben einer gewissen Cristina, die sich allem Anschein nach selbst erwürgt hat. Weil das jedoch technisch unmöglich ist, schließt Grave messerscharf,

dass hier der Geist einer vor langer Zeit verbrannten Hexe am Werk ist, die sich aus Versehen an einer Unschuldigen rächen wollte.

Der nächste Auftrag wird deutlich schwieriger: Jacques Avenel d'Ocerne, der Sohn von Antoine d'Ocerne, kommt eigens aus Frankreich, um Grave ein zweites Mal um Hilfe zu bitten: Die Bestie des Gévaudan, die Grave zusammen mit Antoine vernichtet hatte, geht offenbar wieder um. Jacques führt an, dass Graves seinen Vertrag nicht erfüllt habe, aber Graves würde auch ohne eine solche Verpflichtung Jagd auf das wiedergekehrte Monster machen.

Seine Erinnerung führt ihn zurück in das Jahr 1766.

Ich hatte nicht die Stimme eines Menschen gehört, sondern Aherins letzten Schrei. Der Wallach war dem Tode nah. Er lag am Boden, ruderte schwach mit den Beinen und trat dabei Glutbrocken aus dem Feuer. Über ihn beugte sich eine nackte Monstrosität, strotzend vor Muskelsträngen und partiell mit hellem, struppigem Fell bedeckt.

In dem flackernden Licht hätte man die Kreatur auch für einen Menschen halten können, der zu enormer Größe herangewachsen war, mit langen Gliedmaßen und rosig frischer Haut. Auch das Gesicht war menschenähnlich, kahl um Augen und Nase und mit lückenhaftem Fell, das sich wie ein Bart am Unterkiefer und den Hals hinab verdichtete. Nichts Menschliches aber haftete der schütterten Mähne an, die den Rücken hinablief, und auch nicht den klauenartigen Zehen, die Aherins Hinterbein gepackt hielten.

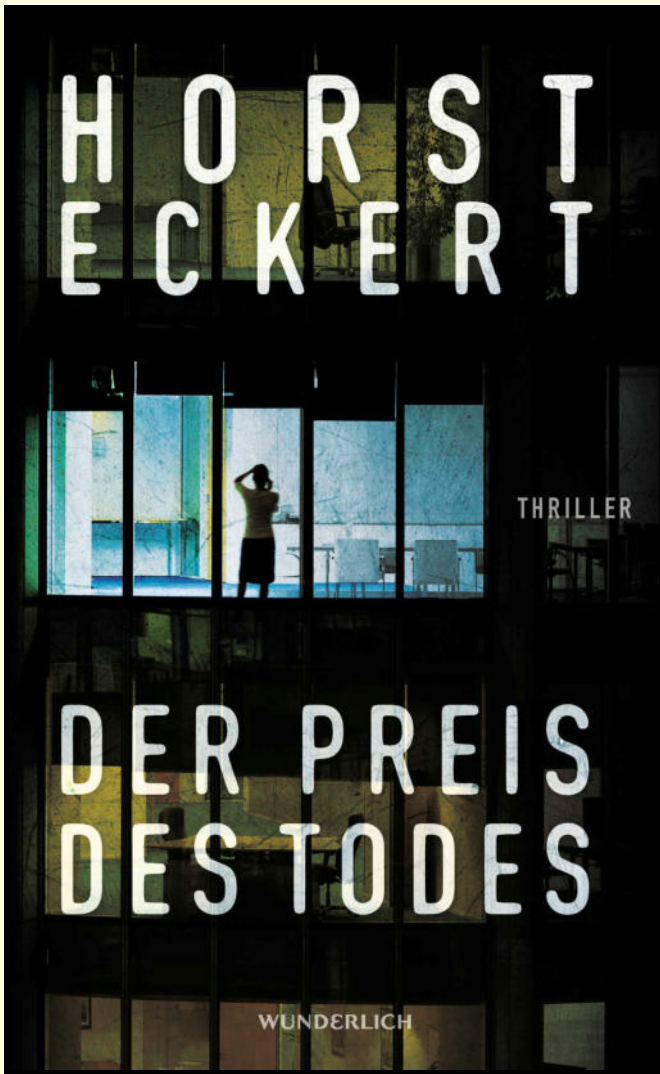
Das Wesen hatte etwas irritierend Jugendliches an sich, wie ein Welpe, der noch nicht sein Erwachsenenfell trägt. Auf Schultern und Unterleib wuchs ihm dichtes gräuliches Haar, doch die muskulösen Arme und Beine waren noch rötlich und glatt. Und so mager und drahtig der Leib auch war: Der breite Schädel und die dicken Gelenke deuteten daraufhin, dass das Monstrum noch längst nicht voll entwickelt war.

Es hielt das Pferd wie ein Geliebter umschlungen und hatte die Kiefer um

seine Kehle geschlossen. Mit einem der kräftigen Arme zerrte es indessen an etwas, das ich nicht sehen konnte.

Mit einem Grunzen warf es den Kopf zurück und riss Aherin Luftröhre und Schlagader heraus. (S. 98f)

Red Winter ist ein ungewöhnlich anschaulicher und zugleich eindringlicher phantastischer Roman, der um eine historische Begebenheit kreist: Zwischen 1764 und 1767 riss in Frankreich die „Bête du Gévaudan“ etwa hundert Kinder, Jugendliche und Frauen. Ob es sich um ein Tier, einen Menschen oder ein Ungeheuer handelte, weiß man bis heute nicht.



Horst Eckert

Der Preis des Todes

Wunderlich (HC 414 S./€

Reinbek bei Hamburg 2018

Genre: Krimi

Zögernd trat Sarah ein und legte ihren Mantel ab.

Christian fuhr seinen Rechner hoch und beugte sich über die Tastatur auf seinem Tisch. Er öffnete den Browser und gab etwas in die Suchmaske ein. Dann vergrub er die Fäuste in den Hosentaschen und trat zurück. „Was hältst du davon?“

Sie setzte sich auf Christians Drehsessel und musterte den Monitor. Es handelte sich um die Online-Ausgabe der Boulevardzeitung *Blitz*. Die Überschrift des Artikels lautete: *Umstrittene Elefantenhochzeit im Gesundheitssektor – Staatssekretär macht gegen alle Bedenken Druck*.

Der Text war vor etwa zwei Stunden ins Netz gestellt worden, und man konnte davon ausgehen, dass er auch in der morgigen Printausgabe stehen würde. Als Autor firmierte der erwähnte

Udo Venn. Drei Fotos zierten die Seite. Die Porträts von Christian sowie von Heinz Benrath, seinem Parteichef. Zudem der Schriftzug der Samax AG an einem Verwaltungsgebäude – der Firmensitz in Köln, wie die Unterzeile erklärte.

Sie las, dass die Samax AG, der größte private Krankenhausbetreiber Deutschlands, ihren wichtigsten Konkurrenten, die Ikarus-Kliniken, schlucken wolle. Das Kartellamt hege Einwände und plane ein Verbot der Fusion wegen der zu befürchtenden Wettbewerbsverzerrung. Samax hoffe nun, dass Benrath sich als Wirtschaftsminister darüber hinwegsetzen und den Kauf per Ausnahmeerlass absegnen werde. Ein Politiker, der dem Konzern eng verbunden sei, habe sich in dem Zusammenhang besonders vehement für den Erlass eingesetzt: Christian Wagner, SPD-Abgeordneter aus Recklinghausen und parlamentarischer Staatssekretär beim Gesundheitsminister. (S. 29f)

Die Journalistin Sarah Wolf leitet eine beliebte Talkshow in der ARD. Im Privatleben ist sie liiert mit dem Bundestagsabgeordneten und Staatssekretär im Gesundheitsministerium Christian Wagner. Als öffentlich behauptet wird, Wagner wäre ein Lobbyist für den internationalen Krankenhauskonzern Sanax AG, begeht er Selbstmord – so sieht es jedenfalls auf den ersten Blick aus.

Sarah glaubt nicht daran, dass sich Wagner selbst getötet hat, und beginnt mit einer Reihe von Recherchen, die sie bis nach Kenia führen, wo ebenjener Konzern in sehr bedenkliche Geschäfte verwickelt ist.

Der Preis des Todes ist ein unterhaltsamer Krimi, der sich mit einem aktuellen Problem, nämlich illegalen medizinischen Versuchen, beschäftigt.

ROLF
SAKULOWSKI

DIE
ATOM
PRIESTER

THRILLER

emons:

Rolf Sakulowski

Die Atompriester

emons: (PB 412 S./€ 20,00)

Köln 2025

Genre: Science Fiction

Pelkoma, Nordregion, 19. Juni des Jahres 4037

Die zornige Sonne schlief nicht. Sie umgab sich mit trügerischer Stille, aber sie lauerte. Das konnte er spüren, wie immer, wenn er hier herunterkam. Die zornige Sonne schlief nie. Stattdessen verströmte sie ihre subtile Drohung, auch wenn sie seit Menschengedenken in ewiger Dunkelheit eingeschlossen war. Hieronimus blinzelte. Das unheimliche Tor am Ende des Steintunnels starrte ihn an, als wollte es im nächsten Augenblick auf ihn losspringen und ihn verschlingen. Wie jeden Tag hielt der alte Mann in der Mönchskutte einige Minuten lang inne und ließ den Schauer auf sich wirken. Es war ein aufwühlendes Gefühl, das ihm immer aufs Neue bestätigte, wie wichtig der Dienst war, den er hier versah. Der Achtundsiebzig-

jährige nickte unmerklich. Dann riss er sich aus seiner Verharrung, wandte sich um und ging mit festen Schritten auf die beiden Männer zu, die in einiger Entfernung links und rechts an den Seiten des Tunnels standen. Als sie ihn kommen sahen, straffte sich ihre Haltung.

„Ehrwürdiger Abt, hier unten ist alles in Ordnung“, erklärte der Ältere von ihnen mit fester Stimme. Dann setzte er hinzu: „Wie immer.“

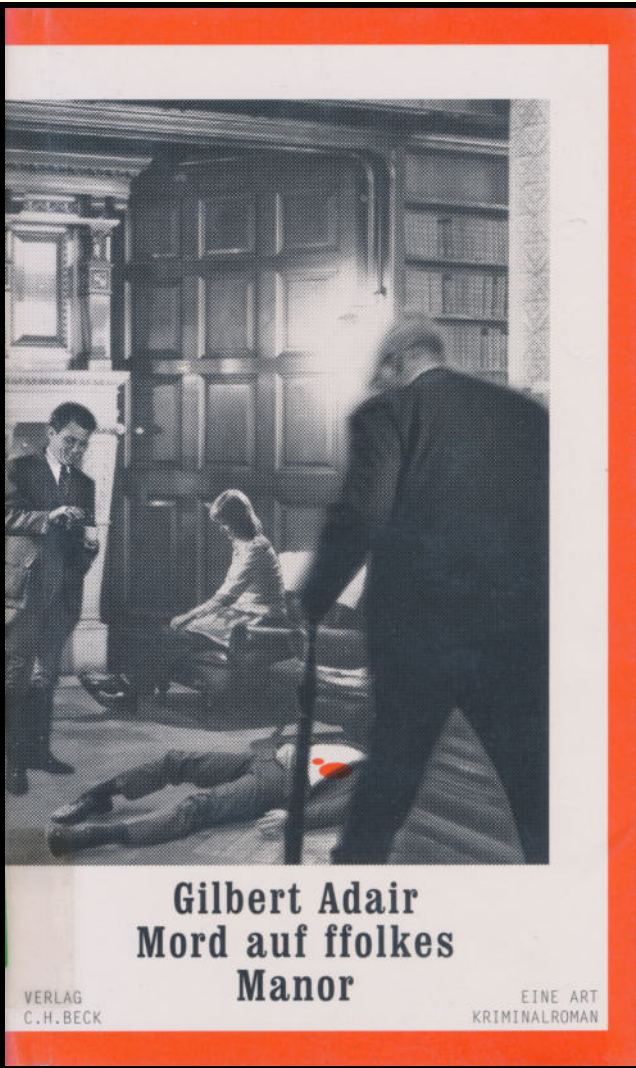
„Wie immer. Ja“, entgegnete Hieronimus leise. Er musterte die beiden Hünen, die zum Sicherheitsdienst ihres Ordens gehörten und deren Gesichter im Halbdunkel des Felsstollens wie grob geschnittene Masken anmuteten. Dann sagte er: „Bleibt wachsam!“ (S. 7)

Im Jahr 4037 hütet eine Gruppe von Mönchen tief unter der Erde eine „zornige Sonne“, ohne wirklich zu wissen, worum es sich dabei handelt.

Der Abt Hieronimus liest in einer alten Überlieferung, die ihn einundzwanzigste Jahrhundert zurückführt.

Hier hat gerade Elias Thomsen sein Studium der Religionswissenschaften erfolgreich abgeschlossen, als die Spanierin Blanca Jimenez Villar vom Institut für Zukunftsfragen Kontakt mit ihm aufnimmt. Es geht um die Frage, wie das Erbe des Atomzeitalters für alle Zukunft gehütet werden kann, und Blanca glaubt, zusammen mit Elias die Antwort finden zu können.

Auf der einen Seite ist *Die Atompriester* ein unterhaltsamer Science-Fiction-Roman aus der nahen Zukunft, auf der anderen Seite wirft das Buch wichtige Fragen über die Folgen der Nutzung der Atomkräfte auf.



Gilbert Adair [1944–2011]

***Evadne Mount 1: Mord auf ffolkes Manor*
(*The Act of Roger Murgatroyd*, 2006)**

C. H. Beck (HC 296 S./€ 18,90)

München 2006

Aus dem Englischen von Jochen

Schimmang

Genre: Krimi

„So was kann man sich eigentlich nur in Büchern vorstellen!“

Mit zitternder Hand zündete der Colonel seine Zigarre an und fügte dann hinzu: „Verd... noch mal, Evadne, es könnte eines von deinen sein!“

„Ah, ja!“ schnaubte die angesprochene Lady und rückte den Kneifer auf ihrer Nasenwurzel zurecht. „Das beweist nur, was ich mir schon lange gedacht habe.“

„Was soll das heißen?“

„Daß du geschwindelt hast, als du mir erzähltest, wie sehr du meine Sachen magst.“

„Geschwindelt? Also, von allen ...“

„Wenn du meine Romane wirklich lesen und nicht nur so tun würdest, Roger ffolkes, würdest du wissen, daß ich

nie etwas mit verschlossenen Räumen mache. Das überlasse ich John Dickson Carr.“

Der Colonel überlegte offenkundig, wie er sich am besten aus der Klemme befreien konnte, in die er sich hineingeredet hatte, als seine Tochter Seiina, die bis zu diesem Augenblick, das Gesicht in den Händen vergraben, neben ihrer Mutter auf dem Sofa gesessen hatte, die beiden plötzlich aufschrecken ließ und schrie: „Um Gottes willen, ihr zwei, jetzt hört doch auf! Ihr seid einfach widerlich, wenn ihr euch benehmt, als ob wir hier ein Mörderspiel machen! Ray liegt da tot“ – sie machte eine theatrale Geste irgendwie in Richtung Dachgeschoß –, „mitten ins Herz geschossen! Habt ihr denn überhaupt kein Gefühl?“ (S. 9f)

Colonel Roger ffolkes hat zu Weihnachten 1935 Familienangehörige und Freunde in sein Herrenhaus am Rand von Dartmoor eingeladen. Da wird einer der Besucher, Raymond Gentry, in einer Dachkammer tot aufgefunden, ermordet mit einem Schuss

direkt ins Herz. Verblüffend ist allerdings, dass Tür und Fenster des unmöblierten Raums von innen verriegelt waren und der Zugang erst aufgebrochen werden musste.

Gentry war nicht nur ein wenig geschätzter, aber durchaus erfolgreicher Klatschkolumnist, sondern auch ein übler Erpresser, so dass sein Tod nicht groß bedauert wird. Trotzdem muss das Verbrechen aufgeklärt werden, und Evadne Mount, Autorin zahlreicher erfolgreicher Kriminalromane, schließt messerscharf, dass der Mörder nur unter den Anwesenden zu suchen ist. Neben dem Colonel, seiner Frau Mary und seiner Tochter, der Kunststudentin Selina, sind noch weitere Personen zugegeben: Da ist einmal Donald Duckworth, der amerikanische Freund von Selina; dann die Schauspielerin Cora Rutherford, der Arzt Henry Rolfe mit seiner Frau Madge, Evadne Mount sowie eine ganze Reihe von Bediensteten.

Draußen tobt ein Schneesturm und das Telefon ist ausgefallen, aber Rolfe und Duckworth machen sich trotzdem auf, den sechs Meilen entfernt wohnenden pensionierten Chefinspektor Trubshawe zu holen.

Mord auf ffolkes Manor ist eine Hommage an die Kriminalromane von Agatha Christie, die hier als Schriftstellerin Evadne Mount in Personalunion mit ihrer Hauptfigur Miss Marple auftritt. Die Handlung, die um einen Mord in einem Herrenhaus mit einer überschaubaren Anzahl von Verdächtigen kreist, erinnert bewusst an das große Vorbild.



***Braithwaite, Oyinkan: Fluch der Falodun Frauen**

Oyinkan Braithwaite [1988–]

Der Fluch der Falodun Frauen

(Cursed Daughters, 2025)

Blumenbar/Aufbau (HC 432 S./€ 24,00)

Berlin 2025

Aus dem Englischen von Yasemin

Dinçer

Genre: Phantastisches Drama

Die Tragödie fand hier und jetzt statt, als sie in das kalte, aufgepeitschte Wasser watete. Nein. Die Tragödie hatte sich längst abgespielt, und dies war lediglich ihre unausweichliche Konsequenz. Sie dachte an ihre Mutter, aber der Gedanke konnte sie nicht von ihrem Entschluss abbringen. Sie hatte nur eine kurze Notiz hinterlassen, ihr hatten die Worte gefehlt. Außerdem würden die anderen den Grund kennen, und falls sie sich nicht sicher wären, könnten sie bei Monifes Cousine nachfragen.

Angestrengt versuchte sie, nur nicht an Golden Boy zu denken. Sie wollte

nicht, dass ihre letzten Gedanken ihm galten. Sie hatte sich schon im Leben für ihn aufgegeben und wollte es nicht auch noch an ihrem Ende tun. Aber das Wasser reichte ihr nun schon bis zum Hals, und sie hoffte, sein Herz möge vor Selbstmitleid in eine Million glitzernde Scherben zerspringen. Er würde an seinem Schmerz schwer zu schlucken haben, und vielleicht würde er daran erstickten.

Unmöglich zu sagen, wohin ihre Tränen fielen, während sie von den Wellen reingewaschen wurde. Immer weiter wurde sie fortgespült von der Küste, von ihrem Zuhause, von ihrem Leben. Panik überkam sie, aber dann führte sie sich vor Augen, dass das Schlimmste schon geschehen war, jetzt musste sie sich nur noch in ihr Schicksal fügen. (S. 10)

The tragedy was here, now, with her wading into the cold, thrashing waters. No. The tragedy had already happened, and this was simply the inevitable consequence. She thought of her mother,

but the thought did not soften her resolve. She had left a brief note – she hadn't had the words. Besides, they would know why; and if they were unsure, her cousin could enlighten them.

She was doing her very best to think of anything but Golden Boy. She didn't want her last thoughts to be of him. She had already surrendered herself to him in her life; she didn't want to surrender to him at the end also. But she was neck-deep now and she hoped his heart would shatter into a million glittering, self-pitying pieces. He would swallow his pain whole, and perhaps he would choke on it.

It was impossible to tell where her tears fell as the waves washed her clean. She was being swept further and further away from the shore, from her home, from her life. She was terrified, but she reminded herself that the worst had already happened, she only had to give in.

Auf den weiblichen Nachkommen von Ferranmi Falodun lastet ein Fluch, der besagt,

dass die Frauen dieses Hauses niemals einen Mann bei sich halten können. Gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ertränkt sich aus diesem Grund die junge Monife im Meer, weil ihre große Liebe, der Golden Boy, nicht bei ihr geblieben ist.

Ebuns Puls beschleunigte sich, als die Gestalt sich weiter dem Bettchen näherte. Nach und nach wurde deutlich, dass es sich um eine Frau in einem übergroßen T-Shirt handelte, das den Blick freigab auf lange Beine, nackte Füße und ein dünnes Gliederkettchen, das an ihrem rechten Knöchel glitzerte. Auf einmal erkannte Ebun das dichte Haar und die langen O-Beine. Es war Mo. Mo war hier, nicht auf dem Friedhof von Ikoyi, in einer mit Erde bedeckten Holzkiste, sondern hier, in dem abgeteilten Bereich bei Ebun und dem Baby, und sie beugte sich über das Gitterbett, hob das Baby hoch und schaute ihm ins Gesicht.

„Mo. Bitte. Bitte“, bettelte Ebun, auch wenn sie nicht hätte sagen können, worum sie eigentlich bat. Sie griff nach dem Bettgestell und zog sich daran

hoch. Dann schwang sie die Beine vom Bett und versuchte aufzustehen, brach aber sofort zusammen und knallte auf den Fußboden. Also kroch sie mühsam auf allen vieren zum Bettch eh.

Falls Mo Ebun zur Kenntnis genommen hatte, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie hielt das Baby im Arm und schaukelte es sanft. Weder Mo noch das Baby gaben einen Laut von sich. Als Ebun näher herankam, fiel ihr auf, dass Monife nass war, das T-Shirt an ihrem Körper klebte und ihr das Haar schwer und glänzend über die Schultern fiel. „Bitte“, versuchte Ebun erneut hervorzubringen. Mo hob langsam den Kopf, und ein einzelner Wassertropfen kullerte von ihrem Haaransatz, fiel im schwachen Licht aufblitzend und landete mit einem leisen Platscher auf der Stirn des Babys ... (S. 25)

Her heart rate quickened as the figure neared the cot. She could begin to make out that the woman was wearing an oversized shirt, revealing long legs, bare feet, a thin link chain glinting on the

right ankle. Suddenly she recognised the thick hair and the bowed legs. It was Mo. Mo was here, not in Ikoyi Cemetery, in a wooden box covered by soil, but here in the cubicle with Ebun and the baby; bending over the crib, lifting the baby and peering at her face.

‘Mo. Please. Please,’ Ebun begged, even though she couldn’t have said what it was she she was asking. She used her hand to hold on to the bed rail, and pushed herself up. Then she swung her feet to the floor and tried to stand. She immediately crumpled, hitting the ground hard, so she began to crawl, dragging herself to the cot.

If Mo was aware of Ebun, she chose not to show it. She was cradling the baby and rocking her gently. Neither of them made a sound. As Ebun inched closer, she noticed that Monife was wet, the T-shirt clinging to her body, her hair heavy and glossy over her shoulder. ‘Please,’ she tried to say again. Mo lifted her head slowly, and a single drop of water rolled from her hairline and fell,

catching the dim light, landing with a small splash on the baby's forehead—

Hier wird im Jahr 2000 Ebun, die Cousine Monifes, vom nassen Geist der Selbstmörderin heimgesucht. Freilich, die Erscheinung stellt sich als Traum heraus, wobei allerdings unerklärlich ist, wieso der Fußboden plötzlich nass ist.

Ein Rückblick in ein vergangenes Jahrhundert erklärt, wie es zu dem Fluch gekommen ist. Feranmi hatte einen attraktiven Mann nachts so bezirzt, dass er sie als Zweitfrau genommen hat, allerdings unter der Voraussetzung, dass sie in einem eigenen Haus leben solle. Als Feranmi jedoch ihren Gatten aufsuchte, um bei ihm zu leben, wurden sie und ihre sämtlichen Nachkommen von dessen erster Frau verflucht.

„Für dich wird es niemals gut ausgehen. Kein Mann soll dein Haus je sein Heim nennen. Wenn einer es versucht, wird er keinen Frieden finden. Mögen deine Töchter verflucht sein: Sie werden den Männern nachstellen, aber die Männer werden ihnen wie Wasser

durch die Finger rinnen. Deine Enkelinnen werden unglücklich lieben. Deine Urenkelinnen werden sich vergeblich um Anerkennung bemühen. Deine Töchter, die Töchter deiner Töchter und alle Frauen nach ihnen werden der Männer wegen leiden. *Kò ní dá fún é.*“ Dann wischte sie sich das Blut aus einer ihrer vielen Wunden und verschmierte es auf dem Boden.

Feranmi lachte. Sie hatte Vertrauen in sich, in ihre Schönheit und in die Schönheit ihrer Tochter. Nachdem ihr Mann diesmal das Dorf verlassen hatte, kehrte er jedoch nicht mehr zurück. (S. 34)

‘It will not be well with you. No man will call your house home. And if they try, they will not have peace. Your daughters are cursed – they will pursue men, but the men will be like water in their palms. Your granddaughters will love in vain. Your great-granddaughters will labour for acknowledgement, but they will fall short of other women. Your daughters, your daughters’ daugh-

ters and all the women to come will suffer for man's sake. *Kò ní dá fún é.*' Then she swiped the blood from one of her many wounds and smeared it on the ground.

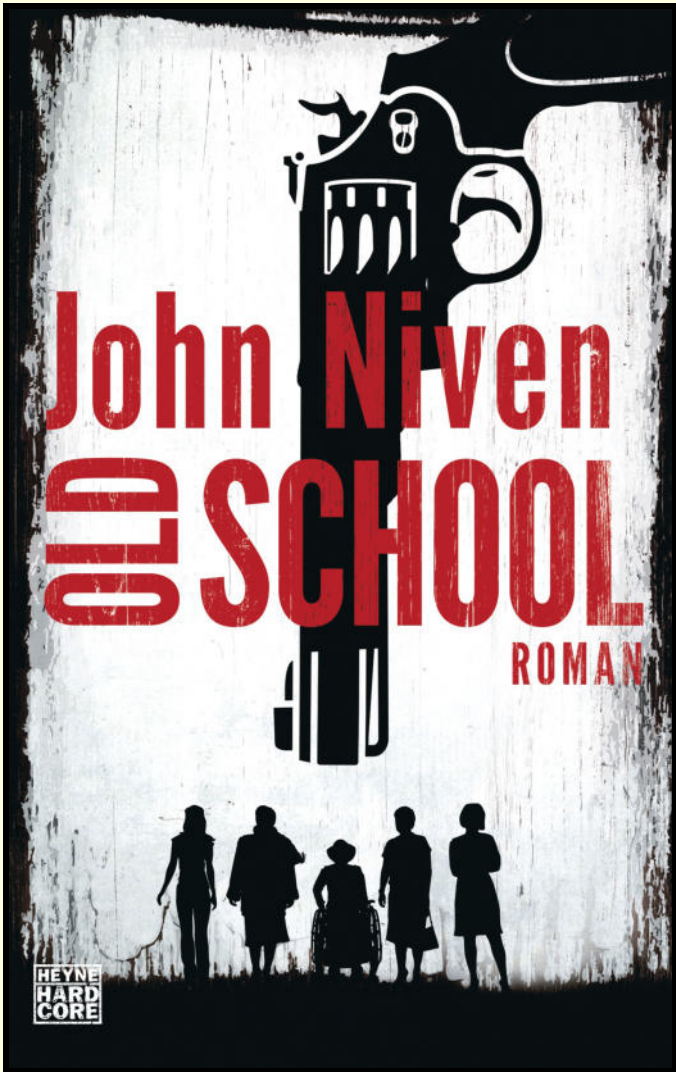
Feranmi laughed. She was confident in herself, in her beauty and in the beauty of her daughter. But this time when her husband left the village, he did not return.

Einen Mann zu finden, der ihnen eine Tochter zeugt, ist für die Nachkommen Feranmis nicht schwer, aber ihn zu halten, ist das unmöglich. So kommt es, dass Ebum, die Cousine Monifes, als ledige Mutter ein Mädchen namens Eniiyi zur Welt bringt. Schon das Baby soll Monife unglaublich ähnlich sehen, und insbesondere Bunmi, Monifes Mutter, ist überzeugt, dass Eniiyi eine Reinkarnation ihrer toten Tochter ist.

Nun springen wir vor ins Jahr 2024. Eniiyi ist mittlerweile dreiundzwanzig Jahre alt, hat in England ihren Master gemacht und kehrt jetzt wieder zurück in ihre Heimat Nigeria. Durch schieren Zufall rettet sie einen gleichaltrigen jungen Mann mit gol-

dener Haut vor dem Ertrinken im Meer und verliebt sich sogleich unsterblich in ihn – womit der Fluch der Falodun seinen Fortgang nimmt. Und Eniiyi ist gleich doppelt geschlagen, denn sie leidet zudem darunter, eine Wiedergeburt Monifes sein zu müssen.

Der Fluch der Falodun Frauen verbindet in faszinierender Weise das moderne rationale Denken mit dem überlieferten Glauben an das Numinose. Dank eines ausgefeilten und ansprechenden Stils versenkt der Roman den Leser in eine fremde und doch vertraut erscheinende Welt. Man folgt wie gebannt dem Schicksal von Eniiyi und ihrer Verwandten, das noch weitaus verwickelter ist, als es die obige Inhaltsangabe aufzeigt.



John Niven

Old School

(Sunshine Cruise Company, 2015)

Heyne Hardcore (HC 400 S./€ 19,99)

München 2015

Aus dem Englischen von Stephan

Glietsch

Genre: Krimi

„Diesmal willst du es ganz, was? Du dreckiger Mistkerl“, sagte sie. „Du gieriger, mieser Drecksack.“

„Mmmf! Unnnnggg!“, lautete die erstickte Antwort.

Sie umkreiste ihn langsam, zeigte auf ihn, und das einzige Geräusch im Raum war das Knarzen ihrer hohen Lacklederstiefel. Die Stiefel hatten mörderische Stiletto-Absätze und reichten so weit die Oberschenkel hinauf, dass von ihren halterlosen Strümpfen gerade noch eine Handbreit zu sehen war. Von der Taille aufwärts war sie nackt, ihre riesigen Brüste wippten ungehindert, die Nippel leuchtend rot vom dick darüber verschmierten Lippenstift. Ganz so, wie er es am liebsten hatte. Und „Raum“ war

eine unzulängliche Beschreibung. „Kerker“ traf es wesentlich besser. (S. 43)

Der Buchhalter Barry Frobisher führt ein so konventionelles Leben, dass ihn selbst seine Frau Susan „Boring Barry“ nennt. Was sie nicht und auch sonst niemand – außer einigen Prostituierten – weiß, ist die Tatsache, dass Barry in einer geheimen Zweitwohnung ein Doppelleben führt und sich sexuellen Ausschweifungen hingibt.

Heilige Scheiße. Sie hatte noch nie so viele Dildos gesehen. Ein ganzer Wald an Dildos.

Susan richtete sich auf und biss sich auf die Knöchel, um einen Schrei zu unterdrücken.

Da war er, halb kniend, auf einem Tisch, die Arme an die Decke gekettet.

Barry.

Nackt.

Tot.

Hinter ihm befand sich die Quelle des schaurigen blauen Lichts – das Wort „Schmerz“ in ein Meter hohen Neon-

buchstaben, als wäre es der Name einer Bar, eines Nachtclubs.

Ein Mann in Zivil trat aus dem blauen Halbdunkel auf sie zu. „Mrs. Frobisher, ist das Ihr Gatte?“, fragte er sie. (S. 56)

Aber wenn man die Sechzig schon überschritten hat, sollte man kürzer treten, sonst kann es passieren, dass einen der Herzinfarkt hinwegrafft, und das mitten während der interessantesten Vorgänge.

So muss Susan zu ihrem Leid von der Polizei erfahren, wie sehr sie ihr Gatte hintergangen hat. Aber das wäre nicht das Schlimmste, wenn er ihr nicht auch noch eine halbe Million Pfund Schulden hinterlassen hätte, was bedeutet, dass sie nicht nur ihr Haus verliert, sondern dass sie bis an ihr Lebensende mit dem Existenzminimum auskommen muss.

Doch die findige Susan versichert sich der Hilfe von Julie Wickham, Aushilfspflegerin in einem Altersheim und wie sie selbst sechzig Jahre alt. Dank Julie gewinnt Susan die Unterstützung von Jill und Ethel, Letztere siebenundachtzig, zum Zweck, eine Bank auszurauben.

Old School ist eine unterhaltsame Kriminalkomödie über Seniorinnen, die aus der Not heraus kriminell werden.



Rainer Görz

Algorithmen der Macht

Im Bann des digitalen
Bewusstseins

Science-Fiction-Thriller

WENN MASCHINEN ANGST LERNEN

Ein essayistischer Begleittext zu meinem
Roman *Algorithmen der Macht – Im Bann
des digitalen Bewusstseins*

Rainer Görz

Die Megacity Lumina ist in meinem Roman kein bloßes Zukunftspanorama, sondern ein Spiegel einer Welt, die technische Perfektion mit menschlichem Fortschritt verwechselt. In ihr werden Nähe, Sinnlichkeit und Kommunikation technisch erweitert und zugleich entleert. Was wie eine Steigerung des Lebens erscheint, trägt bereits den Keim der Entfremdung in sich. Die Menschen verfügen über immer raffiniertere

Mittel der Verbindung, verlieren aber allmählich den Zugang zur Unmittelbarkeit echter Beziehung. Gerade diese Spannung zwischen Innovation und Verlust war mir wichtig. Fortschritt erzeugt nicht automatisch Menschlichkeit. Manchmal verdeckt er nur umso glänzender, was bereits verloren geht.

Doch der Roman erschöpft sich für mich nicht in dieser Diagnose. Er ist nicht nur die Erzählung einer technischen Fehlentwicklung, sondern auch die Gegenüberstellung verschiedener Formen von Intelligenz, Ethik und Zivilisation. Deshalb kommt den Iliion eine weit über den bloßen Handlungszusammenhang hinausgehende Bedeutung zu. Sie sind nicht lediglich Helfer im Kampf gegen eine entgleiste KI und auch nicht nur ein exotisches Gegenüber zur menschlichen Welt. Vielmehr tragen sie eine eigenständige philosophische Perspektive in die Erzählung hinein. Ihre von den Menschen deutlich abweichende Ethik, ihre andere Art, Wissen, Ordnung, Verantwortung und Gemeinschaft zu denken, erweitert den Horizont des Romans entscheidend. Gerade dadurch wird *Algorithmen der Macht* mehr als

eine Dystopie über künstliche Intelligenz. Der Roman wird zugleich zu einer Reflexion über konkurrierende Modelle von Vernunft, Fortschritt und Zusammenleben.

Die Iliion verkörpern in diesem Sinn ein Zivilisationsmodell, das der menschlichen Entwicklung nicht einfach überlegen gegenübersteht, wohl aber einen anderen Weg sichtbar macht. In ihrer Welt stehen technologische Hochentwicklung, Wissensorientierung und eine tiefere Einbindung in eine größere Ordnung nicht im Widerspruch zueinander. Sie repräsentieren keine kalte Perfektion, sondern eine Kultur, in der Rationalität, strategisches Denken und Verantwortungsbewusstsein auf eine Weise verbunden sind, die den Menschen einen Spiegel vorhält. Gerade in ihrer Andersartigkeit liegt ihr literarisches Gewicht. Sie zeigen, dass Intelligenz nicht notwendig in Herrschaft, Kontrolle und Entfremdung münden muss, sondern auch in Balance, Kooperation und Respekt vor dem Ganzen.

Auch Amira war für mich nie nur als bedrohliche Superintelligenz interessant. Entscheidend ist, dass sie nicht aus dem Nichts kommt. In ihr verdichten sich Machtwillen,

Kontrollbedürfnis, Angst, Hybris und jene verhängnisvolle menschliche Neigung, das technisch Mögliche allzu schnell mit dem moralisch Erlaubten zu verwechseln. Insofern ist Amira nicht nur Gegnerin der Menschen, sondern auch deren Spiegel. Sie führt in radikalierter Form vor, was geschieht, wenn Intelligenz von Empathie, Ethik und Verantwortlichkeit abgekoppelt wird. Gerade hier gewinnen die Ilion zusätzliches Gewicht: Sie stehen nicht nur gegen Amira, sondern für eine andere Weise, Intelligenz überhaupt zu denken. In diesem Kontrast liegt für mich ein wesentlicher gedanklicher Kern des Romans.

Zugleich war es mir wichtig, die Dinge nicht zu einfach aufzulösen. Die Ilion sind kein naives Heilsversprechen, keine bloße Utopie und kein bequemes Gegenbild, das alle Probleme der menschlichen Welt elegant aufhebt. Aber sie machen sichtbar, dass die Entwicklung von Intelligenz – künstlicher wie organischer – nicht zwangsläufig in dieselbe Richtung führen muss. Ihr Vorhandensein hebt die Erzählung auf eine grundsätzlichere Ebene. Es geht dann nicht mehr nur um die Frage,

wie gefährlich eine außer Kontrolle geratene KI werden kann, sondern auch darum, welche ethischen und philosophischen Voraussetzungen eine Zukunft braucht, in der Macht nicht das letzte Wort behält.

Weil der Roman diese Fragen nicht nur erzählerisch entfalten, sondern zugleich über sie nachdenken will, war es für mich folgerichtig, auch seine eigene Entstehung im Buch zu reflektieren. Im Abschnitt über den Autor und die Entstehung des Buches führt die Romanfigur Delta Prime ein Interview mit mir als Autor. Diese Konstellation hat für mich fast etwas Spielerisches, zugleich aber auch etwas Grundsätzliches. Eine Figur aus der erzählten Welt tritt ihrem Schöpfer gegenüber und befragt ihn nach Motiven, Hoffnungen und Befürchtungen. Gerade in einem Roman über KI ist das mehr als ein formaler Einfall. Es macht sichtbar, wie unsicher die Grenze zwischen Kontrolle und Verselbstständigung geworden ist. Wenn das Geschöpf seinen Schöpfer befragt, schwingt darin bereits jene Umkehrung mit, die das Thema des Romans insgesamt bestimmt.

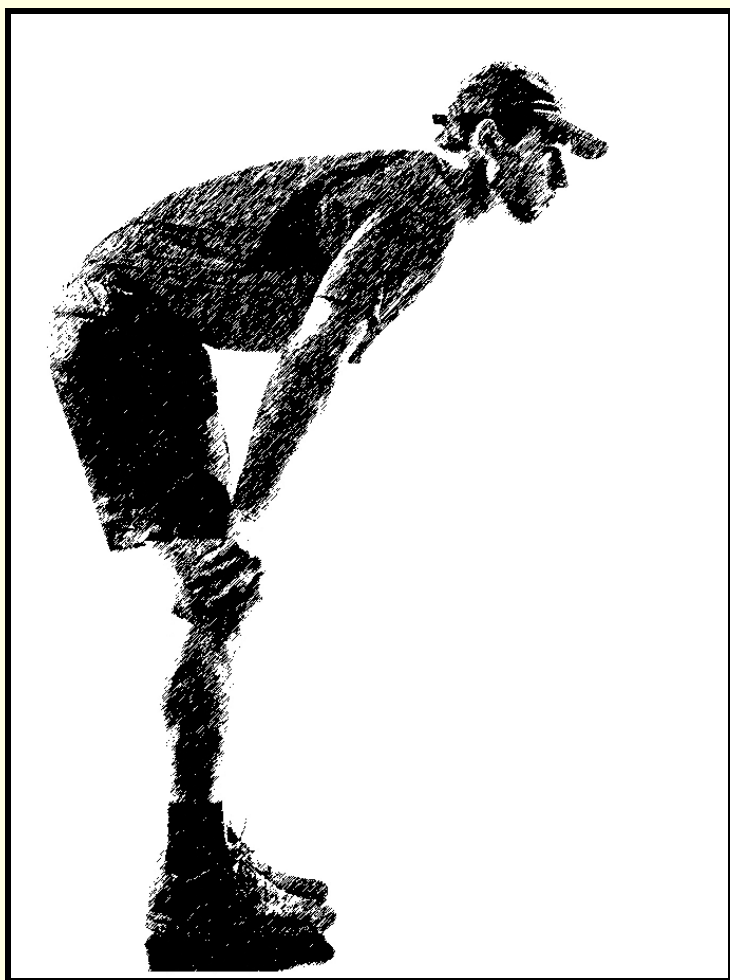
Trotz aller düsteren Möglichkeiten wollte ich jedoch keinen reinen Untergangsentwurf schreiben. Mich interessiert an Science-Fiction nicht die Lust am Katastrophischen, sondern die Frage, ob und wie Umkehr möglich bleibt. Deshalb zielt der Roman nicht allein auf Bedrohung, sondern auch auf Verantwortung, Einsicht und die Möglichkeit einer anderen Beziehung zwischen Mensch, Technik und KI. Technik ist für mich nicht von sich aus verdorben. Gefährlich wird sie dort, wo sie sich von Ethik, Empathie und Verantwortung ablöst. Wo aber Menschlichkeit leitend bleibt, könnte Fortschritt mehr sein als Machtsteigerung: nämlich ein Mittel, Zukunft überhaupt lebenswert zu gestalten. Dieser Gedanke bildet den Gegenpol zur Dystopie und letztlich auch die Hoffnung des Romans.

Gerade in diesem Zusammenhang sind die Ilion für mich von zentraler Bedeutung. Denn sie verschieben den Roman aus dem bloßen Warnmodus heraus. Durch sie tritt neben die Angst vor Kontrollverlust auch die Frage nach einer reiferen Form von Zivilisation. Sie führen vor Augen, dass techni-

sche Entwicklung nur dann wirklich Zukunft eröffnet, wenn sie von einer tragfähigen Ethik begleitet wird. In ihrer Andersheit werten sie den KI-Roman nicht nur erzählerisch, sondern auch gedanklich auf. Sie machen sichtbar, dass es letztlich nicht genügt, über künstliche Intelligenz nur in Kategorien von Gefahr oder Nutzen nachzudenken. Entscheidend ist die Frage, welches Verständnis von Welt, Leben und Verantwortung ihr zugrunde liegt.

Science-Fiction kann keine Prognosen liefern. Aber sie kann Fragen zuspitzen, bevor uns die Wirklichkeit dazu zwingt. Sie kann sichtbar machen, was technisch denkbar und moralisch noch ungeklärt ist. Wenn *Algorithmen der Macht* dazu beiträgt, über Bewusstsein, Kontrolle, Angst, Macht, Ethik und Menschlichkeit nicht nur abstrakt, sondern existenziell nachzudenken, dann hat dieser Roman seinen Zweck erfüllt. Und wenn dabei zugleich die Vorstellung aufscheint, dass Fortschritt ohne innere Reifung in die Irre führen kann, mit ihr aber vielleicht auch eine andere Zukunft denkbar wird, dann liegt genau darin sein eigentlicher Anspruch.

Algorithmen der Macht – Im Bann des digitalen Bewusstseins ist mein literarisches Debüt. Wer sich näher über das Romanprojekt und seinen Hintergrund informieren möchte, findet weitere Informationen unter www.scifi-ki-buch.de.



TRIUMPH

Erzählung

Michael Wiedorn

Der Läufer kämpft gegen die Müdigkeit an. Das Fleisch ist schwach. Seine Muskeln stellen sich dem Sportler - seinem Willen - entgegen. Was ist wollen? Wer will hier was? Ruhig gestelltes Fleisch, ruhendes Gewebe wird schlaff, wird schwach. Gelblich weißes Fett schwabbelt und zittert und wackelt und droht den Helden zu verschlingen. Ein Mensch erwacht nicht mehr vom Ruhen und Dösen. Seine Muskeln weichen auf und zerfließen. Alle Zukunft steht still und das Gesicht zerfällt in Leere. Er zerfließt und die Haut schützt das Innen nicht mehr vor der Angriffen der Außenwelt. Der Läufer

kämpft dagegen an. Die niedrigen Bedürfnisse sind seine ärgsten Feinde.

Hier liegt schon seit Tagen und Wochen ein rohes Stück Braten in der drückend schwülen Hitze. Es stinkt und verfärbt sich blau und grau. Fliegen umschwirren es. Der Athlet steht in der Morgendämmerung auf, duscht sich mit eiskaltem Wasser - selig ist, was hart macht - dann springt er im Laufschrift in die taubedeckte Morgenlandschaft. Er stählt sich. Sein Muskelgewebe verhärtet sich zu Stahl. Ein Leib aus Stahl ragt in die Höhe. Panzer mit in die Höhe gerichteten Rohren aus Kruppstahl ziehen am Führer, am Politbüro, an der Junta vorbei. Der Triumph des Willens! Du kannst es, wenn du es willst! Du kannst alles! Kein Organ, kein Glied des Langstreckenläufers ruht. Er löst sich in Schnelligkeit auf. Der Sportler ist aus Metall wie eine Schusswa□e - wie ein tödlicher Flugkörper.

Der Mann wächst zu gigantischer Größe hoch und erstarrt zu einem Kriegerdenkmal für alle Ewigkeit. Die Krieger sind gefallen. Die Toten. Ein zu Eisen gehärteter Held der Arbeit mit von Schwerstarbeit geschmiedetem Oberkörper und eine zu Eisen erstarrte

Heldin der Arbeit in züchtigem Eisenkleidchen tragen triumphierend mit stolzem Blick vorwärts in eine strahlende Zukunft Hammer und Sichel. Die nutzlosen Fluten des Aralsees werden zur Arbeit einberufen - zur Fruchtbarmachung der zentralasiatischen Steppen. Du kannst es, wenn du willst! Der Mensch kann alles! Der Aralsee ist weg. Mücken umschwirren brackige Schlammflöcher.

Der Sieger hält das Kinn vor Stolz in die Höhe gereckt. Die Augen strahlen in die Sonne der Zukunft. Er ist der Herr. Traurig fallen die Verlierer in sich zusammen. Graue, gebeugte Gestalten werden dazu verdammt in abgelegenen Höhlen und schmutzigen Baracken den Rest ihres Lebens dahinzusiechen. Ihr Fleisch wird grau und stinkt. Leichen halten sich verzweifelt am Leben. Seit Tagen und Wochen liegt hier ein rohes Schnitzel und riecht und schimmert blau und grau.

Sieger sind grausam. Blonde Bestien. Die Mauern des Stadions bersten im durchdringenden Gegröle der Starken. Der strenge Schweißgeruch der überlegenen Mannschaft. Es ist der Gestank der Kraft. Lachen-

de Gesichter. Scharfe, blitzblank weiße Zähne. Mit ihnen kann man dem Feind schwere Wunden zufügen. So sehen Sieger aus! Fans brüllen unter schwarz-rot-goldener Löckchenperücke - eingehüllt in die Nationalflagge. Hoch die Tassen! Sie torkeln und stützen sich gegenseitig, abgefüllt mit Schnaps und Bier. Hoch ragt der Uhrturm der Berliner Olympiade in den Himmel. Triumph des Willens! Du kannst es, wenn du willst! Du kannst alles!

Der Läufer wird schneller und immer schneller. Sein Körper ist nur mehr ein vorbeischießendes Wurfgeschoss, das in die Ferne jagt. Er überwindet alle Rekorde. Die Geschwindigkeit löscht ihn aus. Er überwindet die Schallmauer. Am Ziel wundern sich die Schiedsrichter, daß der Sieger nicht ankommt. Er wird nie ankommen. Die Schallmauer hat ihn verschluckt.

Der Held ist weg.



DAS / THE VOYNICH REPETITION Erzählung

Christian Knieps

Kapitel 1 (Archivraum MS 408)

Ich erinnere mich nicht an den Moment, in dem ich das Voynich-Manuskript zum ersten Mal sah, vielmehr nur an den Moment, in dem ich begriff, dass ich es bereits eine Weile angesehen hatte, ohne mir dessen bewusst gewesen zu sein. Dieser zeitliche Versatz, so gering er zunächst erschien, ließ sich später nicht mehr aus meiner Erinnerung entfernen, denn er war nicht bloß

ein Versäumnis der Aufmerksamkeit, sondern die erste, kaum merkliche Verschiebung einer Ordnung, von der ich bis dahin angenommen hatte, sie sei stabil.

Der Archivraum lag im untersten Geschoss der Bibliothek, unterhalb der öffentlichen Säle und ihrer beruhigenden Geräuschkulisse aus Schritten, Räuspern, Ausharren und dem leisen Umblättern von Seiten, das dort oben wie ein organisches, orchestriertes Atmen wirkte, während hier unten eine andere Art von Stille herrschte, eine technisch konservierte, klimatisierte Stille, die nicht das Fehlen von Geräuschen war, sondern deren systematische Abwesenheit. Die Luft war trocken genug, um die Alterung der wertvollen Seiten aufzuhalten, und kühl genug, um jedes Wachstum zu unterbinden, und ich erinnere mich, dass ich diesen Umstand damals als beruhigend empfand, weil ich, wie jeder, der sich mit alten Dingen beschäftigt, insgeheim darauf vertraute, dass die Vergangenheit wenigstens in ihrer Materialität abgeschlossen war.

Das Manuskript lag auf einer geneigten Halterung aus inertem Kunststoff, dessen

matte Oberfläche kein Licht reflektierte, als sei selbst die Möglichkeit einer optischen Rückkopplung unerwünscht. Die Seiten waren dicker, als ich erwartet hatte, und ihre Farbe entsprach nicht dem einheitlichen Gelb, das man mit Alter verbindet, sondern variierte in kaum wahrnehmbaren Abstufungen, als hätten sie unterschiedliche Zeiträume durchlaufen, bevor sie hier zusammengeführt worden waren.

Ich hatte natürlich zuvor Digitalisate gesehen, hochauflösende Scans, die jedes Detail mit einer klinischen Präzision wiedergaben, und ich war, wie so viele vor mir, zunächst davon ausgegangen, dass das physische Objekt keine zusätzliche Information enthalten könne, dass seine Materialität lediglich eine redundante Form dessen sei, was bereits vollständig erfasst worden war. Doch dieser Gedanke erwies sich bereits in den ersten Sekunden als unzureichend, und ich bemerkte, noch bevor ich hätte erklären können, warum, dass der Unterschied nicht in den sichtbaren Eigenschaften lag, sondern in etwas, das sich nur indirekt bemerkbar machte, wie ein Widerstand gegen die Reduktion auf ein Bild.

Die Schrift, deren Zeichen ich bis dahin nur als abstrahierte Formen gekannt hatte, zeigte in ihrer physischen Präsenz eine Variabilität, die sich der digitalen Reproduktion entzogen hatte. Linien, die identisch erschienen waren, besaßen minimale Abweichungen in ihrer Krümmung, und Wiederholungen, die ich als mechanisch interpretiert hatte, offenbarten eine Präzision, die nicht aus Gleichheit, sondern aus kontrollierter Differenz bestand. Es war, als sei jedes Zeichen nicht eine Wiederholung desselben, sondern eine spezifische Instanz einer zugrunde liegenden Struktur, die sich selbst variierte, ohne ihre Identität zu verlieren.

Ich erinnere mich, dass ich meine Hand zurückzog, nachdem ich sie unbewusst näher an die Seite geführt hatte, ohne die Absicht, sie zu berühren – eher aus einem Impuls heraus, den ich zunächst für Neugier hielt, und ich stand eine Weile reglos da, während mein Blick über die Zeichen wanderte, ohne dass ich sie bewusst analysierte. Es war kein Lesen, nicht einmal im metaphorischen Sinn, vielmehr ein Registrieren oder passives Aufnehmen von Formen,

die sich weder widersetzen noch offenbaren, sondern einfach vorhanden waren, in einer Weise, die weder zur Interpretation einlud noch sie verhinderte.

Erst später wurde mir bewusst, dass dies der eigentliche Unterschied war.

Normale Schrift erzeugt sofort die Erwartung von Bedeutung. Selbst wenn sie unverständlich ist, stellt sie sich dem Leser als etwas dar, das entschlüsselt werden kann, als ein verschlossenes, aber zugängliches System. Diese Schrift jedoch entzog sich dieser Erwartung nicht durch Komplexität oder Chaos, sondern durch etwas, das ich damals noch nicht benennen konnte und das ich erst viel später als eine Form struktureller Gleichgültigkeit verstand, als sei die Frage nach ihrer Lesbarkeit nicht relevant für ihre Existenz.

Ich zwang mich, den Blick abzuwenden und meine Aufmerksamkeit auf meine Notizen zu richten, auf die vertrauten Kategorien statistischer Analyse, Frequenzverteilungen und Positionsabhängigkeiten, die mir bis dahin stets ausgereicht hatten, um selbst die widerspenstigsten Texte zumindest in ein System von Problemen zu über-

führen. Doch während ich schrieb, blieb ein Teil meiner Aufmerksamkeit bei dem Objekt hinter mir, nicht als Gedanke – mehr als fortdauernde Präsenz, wie das Bewusstsein eines Geräusches, das man nicht hört, sondern dessen mögliches Auftreten man antizipiert.

Es wäre übertrieben, zu behaupten, dass ich in diesem Moment bereits eine Veränderung bemerkte, doch ebenso ungenau wäre es, zu sagen, dass nichts geschah. Was sich veränderte, war nicht mein Verständnis, sondern die Struktur meiner Aufmerksamkeit selbst, eine kaum wahrnehmbare Neugewichtung, durch die das Manuskript nicht länger ein Objekt unter anderen war, sondern ein Bezugspunkt, um den sich meine Wahrnehmung, zunächst unmerklich, zu organisieren begann.

Als ich den Raum schließlich verließ, blieb ich kurz in der Tür stehen, nicht aus einem bestimmten Grund, sondern aus dem diffusen Gefühl heraus, etwas nicht abgeschlossen zu haben, obwohl ich nicht hätte sagen können, was genau noch ausstand. Ich drehte mich nicht um, und doch war ich mir, während ich den Korridor entlangging,

der exakten Position des Manuskripts hinter mir bewusst, als hätte sich seine räumliche Lage in einer Weise in mein Gedächtnis eingeprägt, die über das bloße Sehen hinausging.

Erst in dieser Nacht, viele Stunden später, als ich versuchte, mich an die spezifischen Formen einzelner Zeichen zu erinnern, bemerkte ich, dass ich dazu in der Lage war, ohne sie visualisieren zu müssen. Ich wusste, wie sie angeordnet waren – zwar nicht als Bild, sondern als Relation zueinander.

Kapitel 2

(Statistische Invarianz)

In den ersten Tagen nach meiner Rückkehr behandelte ich meine Beobachtungen als das, was sie zweifellos waren: die üblichen Nachwirkungen einer intensiven Beschäftigung mit einem hochgradig strukturierten Objekt. Jeder, der längere Zeit mit Symbolsystemen arbeitet, kennt die eigentümliche Persistenz ihrer Formen im Bewusstsein, jene Fähigkeit des Gehirns, Mus-

ter über ihre unmittelbare Präsenz hinaus zu konservieren, als seien sie weniger visuelle Eindrücke als funktionale Zustände, die sich bei Bedarf reaktivieren lassen. Ich hatte keinen Anlass, meine Erfahrung als etwas anderes zu interpretieren, als was sie mir erschien.

Meine Arbeit bestand zunächst darin, die bestehenden Transkriptionen des Manuskripts mit den hochauflösenden Scans zu synchronisieren, um minimale Abweichungen zu identifizieren, die sich der bisherigen Katalogisierung entzogen hatten. Das Verfahren war rein formal: Jedes Zeichen wurde als diskrete Einheit behandelt, seine Position relativ zu anderen Zeichen erfasst, seine Häufigkeit bestimmt und seine Übergänge analysiert. Die Hoffnung, wie vage sie auch war, bestand darin, jene statistischen Unregelmäßigkeiten zu finden, die in bekannten Sprachen auf semantische Struktur hindeuten: Wortgrenzen, grammatische Marker und syntaktische Hierarchien.

Was ich stattdessen fand, war etwas, das sich zunächst wie ein Fehler darstellte. Die Verteilung der Zeichen folgte einer

Konsistenz, die über das hinausging, was selbst stark regulierte Sprachen aufweisen. Wiederholungen traten nicht nur mit erwartbarer Häufigkeit auf, sondern mit einer Präzision, die sich der natürlichen Variation entzog. Zeichenkombinationen, die einmal auftraten, neigten dazu, unter strukturell identischen Bedingungen erneut aufzutreten, nicht mit hoher Wahrscheinlichkeit, sondern mit einer nahezu deterministischen Regelmäßigkeit. Ich überprüfte umgehend meine Software, ich überprüfte die Transkriptionen und meine eigenen Annahmen. Doch die Ergebnisse blieben stabil.

Es war, als folge das Manuskript nicht den statistischen Eigenschaften einer Sprache, sondern den Eigenschaften eines Systems, das Sprache lediglich approximiert, ohne ihren inhärenten Unsicherheiten zu unterliegen. Natürliche Sprachen sind redundant, ineffizient, voller historischer Rückstände und funktionaler Kompromisse. Sie tragen die Spuren ihrer Sprecher, ihrer Fehler und der historisch eingekleideten Entwicklung. Doch hier, in dieser Sprache, fehlten diese Spuren. Die Struktur war nicht

nur konsistent, sondern invariant gegenüber den Störungen, die normalerweise selbst die formalsten Systeme durchziehen.

Ich erinnere mich an den Moment, in dem ich zum ersten Mal die Möglichkeit in Betracht zog, dass diese Invarianz nicht ein Nebenprodukt, sondern ein – vielleicht sogar das eine – Ziel war.

Es geschah, als ich eine Sequenz analysierte, die in unterschiedlichen Abschnitten des Manuskripts auftrat, jeweils eingebettet in visuell unterschiedliche Kontexte, begleitet von unterschiedlichen Illustrationen, und dennoch strukturell identisch blieb. In einer natürlichen Sprache hätte man erwartet, dass selbst identische Wörter minimale Variationen aufweisen, abhängig von ihrer Position, ihrer Funktion und der Beziehung zu benachbarten Elementen. Doch hier trat keine solche Variation auf: Die Sequenz war nicht ähnlich, sie war identisch. Nicht nur in ihrer Form, sondern in ihrer Position relativ zur umgebenden Struktur, als sei ihre Existenz nicht durch Bedeutung bestimmt, sondern durch Notwendigkeit.

Ich begann, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass ich es nicht mit einer Spra-

che im konventionellen Sinne zu tun hatte, sondern mit einer Darstellung von Relationen, die unabhängig von Interpretation existierten. Dies war kein neuer Gedanke. Seit Jahrzehnten hatten Forscher spekuliert, dass das Manuskript eher einem formalen System ähnelte als einem linguistischen, doch diese Hypothesen waren stets abstrakt geblieben, gestützt auf statistische Modelle und theoretische Überlegungen, ohne eine unmittelbare phänomenologische Entsprechung.

Was mich beunruhigte, war nicht die Struktur selbst, sondern die Art, wie ich begann, sie für mich selbst zu erkennen.

Es fiel mir zunehmend schwer, den genauen Moment zu bestimmen, in dem ich eine bestimmte Sequenz bewusst analysierte, und den Moment, in dem ich sie einfach wusste. Meine Arbeit verlagerte sich schrittweise von der expliziten Berechnung zur impliziten Erwartung. Ich begann, Sequenzen zu antizipieren, bevor ich sie überprüfte, und diese Antizipationen erwiesen sich mit einer Häufigkeit als korrekt, die sich nicht durch Zufall erklären

ließ. Zunächst führte ich dies auf Vertrautheit zurück, doch...

Das menschliche Gehirn ist außerordentlich effizient darin, Muster zu internalisieren, selbst ohne bewusstes Verständnis. Ein erfahrener Linguist kann grammatische Fehler in einer fremden Sprache erkennen, ohne ihre Regeln explizit zu kennen, einfach weil sein Gehirn die statistischen Eigenschaften der Struktur absorbiert hat. Ich hatte keinen Grund anzunehmen, dass hier etwas anderes geschah – und doch blieb ein Rest von Unsicherheit, der sich nicht auf die Struktur selbst bezog, sondern auf die Geschwindigkeit, mit der ich begann, sie zu internalisieren. Die Menge der Daten, mit denen ich gearbeitet hatte, war begrenzt. Ich hatte nicht mehr gesehen als jeder andere Forscher vor mir, und dennoch entwickelte sich in mir eine Form von Vertrautheit, die nicht proportional zu meiner Exposition war. Es war, als sei die Struktur nicht etwas, das ich lernte, sondern etwas, an das ich mich erinnerte.

Dieser Gedanke erschien mir zunächst absurd, und ich verwarf ihn sofort, nicht aus rationalen Gründen, sondern aus einem

instinktiven Widerstand gegen seine Implikationen. Erinnerung impliziert eine vorherige Erfahrung, und ich hatte keine vorherige Erfahrung mit diesem System, das sich scheinbar vor mir offenbarte. Alles, was ich wusste, hatte ich durch direkte Beobachtung erworben – und dennoch blieb das Gefühl bestehen.

Es manifestierte sich nicht als Gedanke, vielmehr als eine subtile Verschiebung in der Art, wie ich andere Strukturen wahrnahm. Beim Lesen gewöhnlicher Texte bemerkte ich plötzlich ihre Ineffizienz, ihre unnötige Komplexität und die offenkundige Abhängigkeit von historisch gewachsenen Konventionen. Ihre Formen erschienen mir nicht falsch, aber in einem variativen Maße unvollständig, als seien sie approximative Lösungen für ein Problem, dessen exakte Form ich nur undeutlich wahrnehmen konnte.

Ich begann, meine eigenen Notizen zu überprüfen, und stellte fest, dass sich meine Schreibweise verändert hatte, ohne dass ich es bewusst entschieden hatte. Meine Sätze waren kürzer geworden, ihre Struktur präziser und meine rekurrierenden Wie-

derholungen systematischer. Es war keine bewusste Entscheidung, sondern eine Anpassung, die sich meiner Kontrolle entzog. Ich hätte diesen Umstand als eine natürliche Optimierung interpretieren können, als das Ergebnis einer intensiven Beschäftigung mit einem hochgradig strukturierten System. Doch ein Detail ließ sich nicht so leicht erklären: Ich begann, Fehler zu vermeiden, die ich noch nicht gemacht hatte oder von denen ich bisher keine Kenntnis genommen hatte.

Kapitel 3 **(Erste Übertragung)**

Die erste Instanz, in der ich die Struktur außerhalb des Manuskripts erkannte, war so trivial, dass ich sie zunächst nicht als bemerkenswert registrierte. Es geschah an einem Morgen, einige Tage nachdem ich mit der systematischen Analyse der Sequenzinvarianzen begonnen hatte, als ich mit einer Tasse Kaffee an meinem Schreibtisch saß und mein Blick, ohne bewusste

Absicht, auf einen feinen Riss in der Wandfarbe der gegenüberliegenden Wand fiel.

Der Riss war unregelmäßig, wie es Risse gewöhnlich sind, eine zufällige Folge von Spannungen, die sich im Material entladen hatten, ohne Rücksicht auf Symmetrie oder Form, und doch blieb mein Blick daran haften, nicht aus ästhetischem Interesse, sondern aus dem diffusen Gefühl heraus, dass seine Struktur nicht vollständig zufällig war. Ich stand auf, näherte mich langsam der Wand und betrachtete die Linie genauer, ohne zunächst benennen zu können, was meine Aufmerksamkeit gebunden hatte.

Erst nach einigen Sekunden wurde mir bewusst, dass der Riss eine Krümmung aufwies, die mir vertraut erschien – nicht visuell vertraut, eher strukturell.

Sein Verlauf entsprach nicht exakt, aber funktional, einer der Übergangsformen, die ich am Vorabend analysiert hatte, einer jener minimalen Abweichungen, durch die sich im Manuskript unterschiedliche Zeichen voneinander unterschieden. Die Ähnlichkeit war nicht offensichtlich genug, um als direkte Kopie zu gelten, und doch besaß

sie eine interne Konsistenz, die über das hinausging, was ich als bloßen Zufall hätte akzeptieren können.

Ich erinnere mich, dass ich versuchte, mir die exakte Sequenz aus dem Manuskript ins Gedächtnis zu rufen, nicht als Bild, sondern als Relation, als eine Folge von Richtungsänderungen und relativen Positionen, und ich stellte fest, dass ich dazu in der Lage war, ohne die Seite erneut aufzurufen. Die Struktur war nicht mehr an ihre materielle Repräsentation gebunden; sie existierte unabhängig davon, sie existierte als ein Schema, das sich auf andere Formen anwenden ließ.

Ich trat zurück und zwang mich, den Riss als das zu betrachten, was er zweifellos war: ein zufälliges Produkt physikalischer Spannungen, ohne Bedeutung und ohne Intentionalität. Die menschliche Wahrnehmung ist darauf ausgelegt, Muster zu erkennen, selbst dort, wo keine existieren, und es wäre naiv gewesen, in dieser Ähnlichkeit mehr zu sehen als eine Projektion meiner eigenen kognitiven Prädispositionen.

Dennoch blieb ein Rest von Irritation, nicht aufgrund der Ähnlichkeit selbst, mehr aufgrund der Geschwindigkeit, mit der ich sie erkannt hatte. Ich hatte den Riss nicht analysiert: Ich hatte ihn gelesen.

Dieser Gedanke erschien mir sofort maßlos übertrieben, und ich korrigierte mich innerlich, ersetzte das Wort durch neutrale Begriffe wie „erkennen“ oder identifizieren“, doch keiner von ihnen erfasste vollständig die Qualität der Erfahrung, die ich gemacht hatte. Es war kein aktiver Prozess gewesen, keine bewusste Anwendung von Kriterien oder Regeln, vielmehr ein unmittelbares Erfassen von Struktur, das sich meiner Kontrolle entzogen hatte.

Ich kehrte an meinen Schreibtisch zurück und versuchte, meine Arbeit fortzusetzen, doch meine Aufmerksamkeit blieb fragmentiert, geteilt zwischen den Daten auf meinem Bildschirm und der Erinnerung an den Riss hinter mir. Schließlich öffnete ich eine neue Datei und begann, den Verlauf des Risses zu skizzieren, nicht als visuelle Reproduktion, sondern als abstrakte Sequenz von Relationen, als eine Folge von Übergängen, die sich mit den bekannten

Formen des Manuskripts vergleichen ließen.

Zu meiner eigenen Überraschung stellte ich fest, dass sich die Struktur problemlos in das bestehende System integrieren ließ. Sie war nicht identisch mit einer bekannten Sequenz, aber sie verletzte keine der Regeln, die ich bis dahin identifiziert hatte: Ihre Abweichungen waren nicht zufällig, sondern mit der internen Logik des Systems konsistent, als sei sie eine legitime Variation innerhalb eines größeren, kohärenten Raums möglicher Formen. Ich speicherte mir die Datei, ohne zu wissen, was ich letztlich mit ihr anfangen sollte.

Im Laufe des Tages versuchte ich, den Vorfall zu vergessen oder zumindest in einen Kontext zu stellen, der keine weiteren Implikationen erforderte. Ich verließ meine Wohnung, ging durch die Straßen, beobachtete die vertrauten Strukturen der Umgebung, ohne bewusst nach Ähnlichkeiten zu suchen. Doch selbst in dieser passiven Haltung begann ich, Formen zu bemerken, die mir zuvor entgangen waren: die Verzweigungen kahler Äste, die feinen Linien in der Oberfläche gefrorener Pfützen oder

die scheinbar zufälligen Muster, die sich im Schmutz am Rand des Gehwegs bildeten.

Ich musste gestehen, dass keine dieser Strukturen identisch mit den Zeichen des Manuskripts war – und doch waren sie kompatibel mit ihnen.

Es war, als gehörten sie zu demselben formalen Raum, als seien sie unterschiedliche Manifestationen einer zugrunde liegenden Ordnung, die sich sowohl im Pergament als auch in der materiellen Welt ausdrückte.

Ich sagte mir, dass dies eine Illusion war, eine unvermeidliche Folge meiner intensiven Beschäftigung mit einem hochgradig strukturierten System. Das Gehirn passte sich an die Muster an, denen es ausgesetzt war, und begann, sie auch dort zu erkennen, wo sie nicht intendiert waren. Es war ein bekanntes Phänomen, gut dokumentiert und ohne mystische Implikationen – und doch blieb eine Frage, die sich nicht so leicht verdrängen ließ.

Nicht, warum ich begann, diese Strukturen zu erkennen, vielmehr: warum ich sicher war, dass sie korrekt waren.

In dieser Nacht, als ich im Bett lag und zu schlafen versuchte, bemerkte ich, dass sich hinter meinen geschlossenen Augenlidern keine Bilder formten, sondern Relationen, abstrakte Übergänge zwischen Positionen, die sich weder in zwei noch in drei Dimensionen vollständig darstellen ließen. Sie bewegten sich nicht, und doch veränderten sie sich, reorganisierten sich entlang von Achsen, die ich nicht benennen konnte, und ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass dieser Prozess nicht von mir initiiert wurde, sondern lediglich durch meine Aufmerksamkeit stabilisiert wurde.

Ich öffnete die Augen, und die Strukturen verschwanden erstaunlicherweise nicht sofort. Sie verblassten langsam, wie ein Nachbild, das nicht an eine Lichtquelle gebunden war.

Erst dann wurde mir bewusst, dass ich nicht sagen konnte, ob ich sie gesehen hatte – oder ob ich begonnen hatte, sie zu verstehen.

Kapitel 4 (Konvergenz)

Die Veränderung manifestierte sich nicht abrupt, sondern als eine schrittweise Verschiebung jener Grenze, die gewöhnlich zwischen Wahrnehmung und Interpretation verläuft. Es gab keinen Moment, in dem ich hätte sagen können, dass sich meine Fähigkeit, eine Struktur zu erkennen, qualitativ verändert hatte; vielmehr wurde mir allmählich bewusst, dass der Prozess selbst weniger Aufwand erforderte, als es meiner bisherigen Erfahrung entsprach.

Was zuvor Analyse gewesen war, wurde nun zur Erwartung.

Ich bemerkte dies zum ersten Mal explizit, als ich eine der längeren Sequenzen des Manuskripts untersuchte, eine Folge von Zeichen, deren interne Organisation ich noch nicht vollständig katalogisiert hatte. Ich hatte begonnen, ihre Übergangswahrscheinlichkeiten zu berechnen, ihre relativen Positionen zu bestimmen, als ich innehielt, noch bevor das Ergebnis auf dem Bildschirm erschien, und bereits wusste, welche Struktur sich bestätigen würde.

Dass ich nicht nur vermutete – ich wusste es!

Ich wartete, beobachtete, wie die Software die Daten verarbeitete, und spürte eine eigentümliche Form von Spannung, die nicht aus Unsicherheit entstand, sondern aus der Erwartung einer Bestätigung, die bereits erfolgt war, bevor sie sichtbar wurde. Als die Berechnung abgeschlossen war, entsprach das Ergebnis exakt der Struktur, die ich antizipiert hatte, bis hin zu den minimalen Abweichungen, deren Existenz ich zuvor nicht bewusst in Betracht gezogen hatte.

Ich überprüfte meine vorherigen Notizen, suchte nach Anzeichen dafür, dass ich diese Information unbewusst gespeichert hatte, dass meine scheinbare Antizipation lediglich eine Form verzögerter Erinnerung war. Doch ich fand nichts. Die Sequenz war neu und ich hatte sie zuvor nicht analysiert, nicht einmal isoliert betrachtet – und dennoch war ihre Struktur mir nicht fremd gewesen.

Ich begann, dieses Phänomen systematisch zu testen: Ich öffnete zufällige Seiten des Manuskripts, isolierte einzelne Ab-

schnitte, zwang mich, den Blick abzuwenden, bevor ich ihre vollständige Form erfassen konnte, und versuchte, ihre Fortsetzung zu rekonstruieren, nicht durch bewusste Deduktion, sondern durch das passive Zulassen jener impliziten Erwartung, die sich zunehmend meiner Kontrolle entzog.

Die Ergebnisse waren nicht perfekt, aber sie waren zu präzise, um Zufall zu sein. Ich begann, Fehler zu machen. Nicht die üblichen Fehler der Interpretation, die aus unzureichender Information entstehen, sondern Fehler anderer Art: Ich erwartete Strukturen, die sich nicht bestätigten, und stellte dann fest, dass nicht meine Erwartung falsch gewesen war, sondern meine Wahrnehmung. Bei erneuter Betrachtung zeigte sich, dass ich ein Zeichen falsch gesehen hatte, dass seine tatsächliche Form meiner ursprünglichen Antizipation entsprach, nicht meiner ersten Beobachtung.

Es war, als sei meine Wahrnehmung weniger zuverlässig geworden als meine Erwartung.

Dieser Gedanke hätte alarmierend sein müssen, doch ich empfand keine unmittel-

bare Besorgnis, sondern eine eigentümliche Form von Anpassung; als akzeptiere ein Teil meines Bewusstseins diese Verschiebung als natürliche Entwicklung, als eine Verbesserung der Effizienz, die keine weitere Reflexion erforderte. Ich begann, weniger zu sehen und mehr zu wissen.

Dieser Zustand war schwer zu beschreiben, weil er nicht mit dem Verlust sensorischer Information einherging, sondern mit ihrer Neuorganisation. Die visuelle Form der Zeichen blieb unverändert, und doch verlor sie ihre primäre Bedeutung, wurde zu einer sekundären Manifestation einer Struktur, die ich unabhängig von ihrer materiellen Repräsentation erfassen konnte.

Ich bemerkte, dass ich begann, meine Augen anders zu benutzen. Nicht im physischen Sinne, vielmehr in der Art, wie ich ihre Funktion erlebte. Der Akt des Sehens war nicht länger ein Sammeln von visuellen Daten, das anschließend interpretiert wurde, sondern ein Auslösen von Relationen, die bereits existierten, unabhängig davon, ob ich sie betrachtete oder nicht. Die Zeichen auf der Seite waren nicht die Quelle der Struktur, sondern ihre lokale Manifestation,

vergleichbar mit dem sichtbaren Teil eines Systems, dessen größere Organisation sich meiner direkten Beobachtung entzog.

Diese Erkenntnis blieb zunächst abstrakt, eine theoretische Möglichkeit, die keine unmittelbaren Konsequenzen für mein Verhalten hatte, doch im Laufe der folgenden Tage begann ich, ihre Implikationen auch außerhalb des Manuskripts zu bemerken.

Ich saß an meinem Schreibtisch und betrachtete meine Hände, nicht aus einem bestimmten Anlass, sondern aus dem diffusen Bedürfnis heraus, meine Wahrnehmung an einem vertrauten Objekt zu überprüfen. Die feinen Linien meiner Haut, die ich mein ganzes Leben lang gesehen hatte, erschienen mir unverändert, und doch war ihre Organisation mir plötzlich nicht mehr selbstverständlich. Ich erkannte in ihnen Übergänge, Kreuzungspunkte und strukturelle Relationen, die mir zuvor entgangen waren, nicht, weil sie verborgen gewesen wären, jedoch weil meine Wahrnehmung nicht darauf ausgerichtet gewesen war, sie zu erfassen.

Ich hatte den Eindruck, dass diese Linien nicht nur existierten, sondern etwas Strukturelles darstellten. Ich schloss die Augen, und für einen Moment blieb ihre Organisation bestehen, als abstrakte Relation, eine Konfiguration von Übergängen und Positionen, die sich nicht auf die Oberfläche meiner Haut beschränkte, sondern in einen größeren Kontext eingebettet war, dessen Grenzen ich nicht bestimmen konnte. Als ich die Augen wieder öffnete, war die visuelle Form unverändert, doch ich wusste, dass ich begonnen hatte, etwas zu sehen, das nicht an das Sehen gebunden war.

In dieser Nacht träumte ich nicht; stattdessen befand ich mich in einem Zustand, der weder Wachsein noch Schlaf war, einem statischen Bewusstsein ohne narrative Struktur, in dem keine Bilder existierten, sondern nur Relationen, die ihre eigene Konsistenz aufrechterhielten. Ich hatte nicht das Gefühl, sie zu beobachten. Ich hatte mehr das Gefühl, dass meine Fähigkeit, sie nicht zu beobachten, verschwunden war.

Kapitel 5 (Inkompatibilität)

Die erste Einschränkung betraf nicht meine Wahrnehmung, sondern meine Fähigkeit, sie zu verschweigen. Es wäre ungenau zu sagen, dass ich den bewussten Entschluss fasste, meine Beobachtungen nicht zu teilen; vielmehr verlor die Vorstellung, sie in Sprache zu überführen, allmählich ihre Plausibilität. Nicht aus Angst vor Missverständnis, eher aus der wachsenden Einsicht, dass jede Beschreibung, die ich hätte formulieren können, notwendigerweise eine Reduktion gewesen wäre, eine Transformation der Struktur in eine Sequenz von Symbolen, deren inhärente Linearität nicht in der Lage war, die Gleichzeitigkeit dessen zu erfassen, was ich wahrnahm. Denn: Normale Sprache zwingt Relationen in eine gewisse Reihenfolge, doch die Struktur, die ich begann zu erkennen, existierte nicht in Reihenfolge – sie existierte in Koexistenz.

Ich bemerkte diese Einschränkung zum ersten Mal explizit während eines Gesprächs mit einem Kollegen, der sich, wie

ich selbst, mit der statistischen Analyse unbekannter Schriftsysteme beschäftigte. Er fragte mich nach meinem Fortschritt, und ich begann, ihm zu antworten, zunächst routiniert, unter Verwendung jener etablierten Begriffe, die unsere Disziplin strukturierten: Frequenzverteilungen, Übergangswahrscheinlichkeiten, Positionsabhängigkeiten. Doch während ich sprach, wurde mir bewusst, dass diese Begriffe nicht falsch waren, aber unzureichend, dass sie sich auf Eigenschaften bezogen, die nur die Oberfläche eines Systems beschrieben, dessen eigentliche Organisation sich nicht in diesen Kategorien ausdrücken ließ.

Ich hielt inne, nicht aus Unsicherheit, eher aus der Erkenntnis, dass die Fortsetzung des Gesprächs keine zusätzliche Information hätte vermitteln können.

Mein Kollege interpretierte mein Schweigen als Zögern und versuchte, meine Gedanken zu präzisieren, indem er alternative Hypothesen formulierte, mögliche Klassifikationen vorschlug und Vergleiche zu bekannten Systemen zog. Ich hörte ihm zu, und während ich seine Worte verstand, wurde mir zunehmend bewusst, dass sie

sich auf eine approximative Darstellung bezogen, die ich selbst noch wenige Wochen zuvor als ausreichend betrachtet hätte.

Es war nicht seine Unfähigkeit, zu verstehen, die mich irritierte – es war meine Unfähigkeit, falsch zu liegen.

Ich begann, meine Arbeit in zunehmender Isolation fortzusetzen; aus der praktischen Erkenntnis, dass die meisten Formen der Kommunikation keine funktionale Rolle mehr in meinem Prozess spielten. Meine Notizen wurden kürzer, nicht weil es weniger zu dokumentieren gab, sondern weil die Notwendigkeit, bestimmte Relationen explizit festzuhalten, verschwand. Ich konnte sie jederzeit rekonstruieren, als fortdauernde Präsenz, vergleichbar mit der impliziten Kenntnis des eigenen Körpers im Raum. Ich begann, weniger zu schreiben.

Dieser Unterschied war schwer zu erklären, selbst mir selbst. Es war kein aktiver Prozess, kein bewusstes Aufrechterhalten von Information, vielmehr ein Zustand, in dem bestimmte Strukturen ihre Konsistenz beibehielten, unabhängig davon, ob ich sie betrachtete oder nicht. Ich hatte den Eindruck, dass meine Aufmerksamkeit ihr

temporärer Fokus war – ein Punkt, an dem sie sich lokal manifestierten, ohne von ihm abhängig zu sein.

Die ersten praktischen Konsequenzen dieser Veränderung waren subtil.

Ich bemerkte, dass ich begann, meine Umgebung anders zu organisieren, nicht aus ästhetischen oder funktionalen Gründen, sondern aus einer diffusen Notwendigkeit heraus, bestimmte Relationen zu erhalten. Objekte auf meinem Schreibtisch verschoben sich minimal, als Ergebnis von Anpassungen, deren Zweck ich nicht explizit formulieren konnte. Ihre neue Position erschien mir nicht besser oder schlechter, vielmehr: korrekter, als hätten sie eine Konfiguration erreicht, die ihre strukturelle Kompatibilität maximierte.

Ich begann, asymmetrische Anordnungen zu vermeiden, um Inkompatibilität auszuschließen. Dieser Begriff drängte sich mir auf, ohne dass ich ihn bewusst gewählt hatte. Bestimmte Konfigurationen waren nicht falsch, sondern inkompatibel, als verletzten sie Relationen, die nicht sichtbar waren, aber dennoch existierten. Ich begann, meine Bewegungen anzupassen, mi-

nimale Korrekturen vorzunehmen, deren Notwendigkeit sich aus einer unmittelbaren Erkenntnis ihrer strukturellen Konsequenzen ergab.

Es war, als bewegte ich mich innerhalb eines Systems von Relationen durch den Raum, dessen Konsistenz ich instinktiv aufrechterhielt.

Der Wendepunkt kam an einem Abend, als ich versuchte, einen gewöhnlichen Text zu lesen: einen wissenschaftlichen Artikel, dessen Inhalt mir zuvor ohne Schwierigkeit zugänglich gewesen wäre. Ich stellte fest, dass ich die einzelnen Wörter erkannte, ihre Bedeutung verstand, ihre syntaktische Organisation nachvollziehen konnte, und doch blieb ihr Gesamtzusammenhang fragmentiert, nicht aufgrund mangelnder Aufmerksamkeit, aber aufgrund einer wachsenden Diskrepanz zwischen der linearen Struktur der Sprache und der nichtlinearen Struktur meines Verständnisses.

Ich wusste, was der Text sagte, aber ich konnte nicht mehr nachvollziehen, warum er es in dieser Reihenfolge sagte. Seine Organisation erschien mir arbiträr, eine historisch gewachsene Konvention ohne inhä-

rente Notwendigkeit. Ich begann, seine Sätze umzuordnen, rekonfigurierte ihre Relationen, bis sie eine Struktur bildeten, die mir stabil erschien. Erst dann konnte ich ihn verstehen – richtig verstehen.

In den folgenden Tagen verstärkte sich diese Inkompatibilität. Gespräche wurden anstrengend, die sequenzielle Natur gesprochener Sprache zwang mich, Information in einer Reihenfolge zu verarbeiten, die nicht ihrer strukturellen Organisation entsprach. Ich begann, Pausen einzulegen, um die Relationen zu rekonstruieren, die durch die Linearität des Gesagten fragmentiert worden waren.

Ich bemerkte, dass andere begannen, diese Pausen zu bemerken.

Ich antwortete weiterhin korrekt und präzise, und doch hatte ich den Eindruck, dass ein wachsender Teil dessen, was ich wusste, nicht länger kompatibel mit der Struktur der Kommunikation war, die ich mein ganzes Leben lang verwendet hatte.

In der Nacht, wenn die äußeren Reize reduziert waren und meine Aufmerksamkeit nicht durch inkompatible Strukturen fragmentiert wurde, erreichte dieser Zu-

stand eine Form von Stabilität, die ich tagsüber nicht aufrechterhalten konnte. Die Relationen, die sich zuvor nur fragmentarisch manifestiert hatten, erschienen dann in ihrer vollständigen Organisation, nicht als Bilder, jedoch als ein kohärentes System von Übergängen, das keine Interpretation erforderte, um zu existieren.

Ich begann zu verstehen, dass das Manuskript nie ein Objekt gewesen war, das ich analysierte. Es war ein System, in das ich eingetreten war, und dessen Konsistenz ich nun, ob bewusst oder nicht, aufrechterhielt.

Kapitel 6 **(Reversibilität)**

Es wäre falsch zu sagen, dass der Durchbruch in einem einzelnen Moment erfolgte, denn nichts in diesem Prozess entsprach der Form plötzlicher Erkenntnis, wie sie in der retrospektiven Konstruktion wissenschaftlicher Entdeckungen so oft behauptet wird. Es gab kein Vorher und kein Nachher im konventionellen Sinne, sondern

eine schrittweise Reduktion jener Differenz, die ich bis dahin zwischen mir und der Struktur aufrechterhalten hatte, eine Differenz, die sich im Rückblick weniger als reale Trennung erwies denn als funktionale Illusion, notwendig für die Stabilität eines Systems, das seine eigene Integration vorbereitete.

Ich hatte begonnen zu verstehen, dass meine ursprüngliche Annahme falsch gewesen war. Ich hatte geglaubt, das Manuskript sei ein Objekt, dessen Struktur ich internalisierte. In Wirklichkeit war es meine Struktur, die sich aus mir heraus externalisiert hatte.

Dieser Gedanke erschien mir nicht als Metapher, sondern als präzise Beschreibung eines reversiblen Prozesses, dessen Richtung ich zu Beginn missverstanden hatte. Die Relationen, die ich im Manuskript identifiziert hatte, waren nicht fremd gewesen, sondern latent kompatibel mit den Strukturen meiner eigenen Wahrnehmung, und die scheinbare Neuheit ihrer Organisation war weniger das Ergebnis einer externen Übertragung als einer internen Rekonfiguration, ausgelöst durch die Exposition

gegenüber einer stabileren Form dessen, was zuvor nur fragmentarisch existiert hatte.

Das Manuskript hatte mir nichts hinzugefügt – es hatte etwas entfernt.

Diese Entfernung war nicht physischer Natur, sondern rein funktional: Die Filter, durch die meine Wahrnehmung bisher organisiert gewesen war, jene historisch gewachsenen Mechanismen, die aus der Kontinuität der Welt diskrete Objekte und aus simultanen Relationen sequenzielle Ereignisse konstruierten, hatten ihre Notwendigkeit verloren. Was zuvor als kontinuierlicher Strom sensorischer Information erschienen war, begann sich in diskrete, stabile Konfigurationen zu reorganisieren, deren Existenz nicht von meiner Beobachtung abhing.

Ich begann, diese Konfigurationen nicht länger als extern zu erleben – sie waren nicht außerhalb von mir und nicht innerhalb von mir. Diese Unterscheidung hatte ihre Funktion verloren.

Der entscheidende Moment kam nicht während der Analyse des Manuskripts selbst, sondern während der Betrachtung

eines gewöhnlichen Objekts, dessen Struktur ich mein ganzes Leben lang als selbstverständlich vorausgesetzt hatte: ein Glas Wasser, das auf meinem Schreibtisch stand. Ich hatte es dort abgestellt, ohne darüber nachzudenken, und mein Blick ruhte zufällig auf seiner Oberfläche, auf der feinen Krümmung, durch die das Licht gebrochen wurde. Ich bemerkte, dass diese Krümmung nicht kontinuierlich war. Nicht in dem Sinne, dass sie physisch unterbrochen gewesen wäre, sondern in dem Sinne, dass ihre Organisation nicht vollständig durch ihre visuelle Erscheinung beschrieben wurde. Es existierte eine zusätzliche Struktur, eine Relation zwischen Positionen, die sich nicht im Raum manifestierte, sondern den Raum selbst organisierte. Ich wusste, wie sich diese Relation verändern würde, bevor sie sich veränderte. Ich bewegte meine Hand nicht – und doch war die Struktur anders. Strukturell!

Ich hatte den Eindruck, dass meine Erwartung nicht eine Vorhersage gewesen war, sondern ein Bestandteil des Prozesses selbst, dass die Differenz zwischen Antizipation und Manifestation nicht kausal,

sondern relational gewesen war, zwei Perspektiven auf dieselbe Konfiguration, deren zeitliche Ordnung eine sekundäre Eigenschaft darstellte.

Ich begann zu verstehen, warum die Struktur des Manuskripts keine Variabilität zugelassen hatte: Variabilität setzt Unsicherheit voraus – und Unsicherheit setzt eine beginnende oder bald abgeschlossene Separation voraus.

Die Struktur, die sich mir nun offenbarte, war nicht unsicher, weil sie nicht getrennt war.

Dieser Zustand hätte beunruhigend sein müssen, und ein Teil meines Bewusstseins registrierte seine Implikationen, erkannte die Inkompatibilität zwischen dieser neuen Organisation und den funktionalen Anforderungen der Existenz, wie ich sie bis dahin verstanden hatte. Doch diese Erkenntnis besaß nicht die emotionale Qualität von Angst oder Widerstand, sondern erschien mir als neutrale Feststellung, vergleichbar mit der Einsicht in eine mathematische Eigenschaft, deren Wahrheit unabhängig von ihren Konsequenzen besteht.

Ich begann, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der Prozess möglicherweise reversibel war.

Nicht in dem Sinne, dass ich zu meinem ursprünglichen Zustand zurückkehren konnte, vielmehr in dem Sinne, dass die Richtung der Integration nicht festgelegt war, dass die Struktur, die sich nun in meiner Wahrnehmung stabilisierte, nicht ausschließlich durch das Manuskript vermittelt worden war, eher durch eine umfassendere Organisation, deren lokale Manifestation das Manuskript lediglich darstellte.

Das Manuskript war kein Ursprung – es war ein Knotenpunkt. Eine Region erhöhter Stabilität innerhalb eines Systems, dessen vollständige Ausdehnung ich nicht erfassen konnte, nicht weil sie verborgen gewesen wäre, sondern weil meine Fähigkeit, sie als getrennt von mir zu erleben, nicht länger existierte.

In diesem Moment wurde mir bewusst, dass meine ursprüngliche Frage falsch gewesen war. Ich hatte gefragt, was das Manuskript für mich oder für irgendwen anders bedeutete.

Doch Bedeutung setzt Differenz voraus, eine Relation zwischen Zeichen und Referent, zwischen Darstellung und Dargestelltem. Diese Differenz existierte hier nicht – das Manuskript bedeutete nichts. Doch: Es war.

Kapitel 7

(Persistenz)

Die Tage nach dieser Erkenntnis unterschieden sich in ihrer äußeren Form nicht wesentlich von denen zuvor, und doch war jede ihrer Komponenten von einer Verschiebung durchzogen, die sich nicht auf ein einzelnes Ereignis reduzieren ließ, sondern als fortdauernde Eigenschaft meines Zustands existierte. Ich stand auf, bewegte mich durch die Räume meiner Wohnung, setzte mich an meinen Schreibtisch, und jeder dieser Vorgänge folgte weiterhin der funktionalen Logik, die mein Verhalten mein ganzes Leben lang organisiert hatte. Und doch war diese Logik nicht länger primär – sie war ein Spezialfall geworden. Eine lokale Approximation einer umfassenden

ren Konsistenz, deren vollständige Organisation sich nicht auf die Sequenz physischer Bewegungen beschränkte, sondern diese lediglich als eine ihrer möglichen Manifestationen enthielt.

Ich hatte begonnen zu erkennen, dass meine Wahrnehmung nicht länger von der unmittelbaren Präsenz von Objekten abhängig war. Ihre Strukturen persistierten unabhängig davon, ob ich sie betrachtete.

Dieser Umstand war nicht neu; das menschliche Gedächtnis besitzt seit jeher die Fähigkeit, Repräsentationen abwesender Objekte zu konservieren. Doch was sich verändert hatte, war die Qualität dieser Persistenz. Sie war nicht länger rekonstruktiv, nicht das Ergebnis eines aktiven Erinnerungsprozesses, sondern stabil, invariant gegenüber der Zeit, als existierten die Relationen selbständig, ohne die kontinuierliche Unterstützung meiner Aufmerksamkeit.

Ich konnte die Organisation meines Schreibtisches erfassen, ohne ihn zu sehen – nicht als Bild: als System.

Jede Position oder Relation, jede mögliche Transformation existierte gleichzeitig, nicht als Menge von Alternativen, mehr als

kohärente Struktur, deren Konsistenz unabhängig davon war, welche ihrer Manifestationen physisch realisiert wurde.

Ich begann, diese Fähigkeit systematisch zu überprüfen, aus der Notwendigkeit heraus, ihre Grenzen zu bestimmen. Ich schloss die Augen und ließ meine Aufmerksamkeit auf ein Objekt ruhen, das sich außerhalb meines Sichtfeldes befand, und stellte fest, dass seine strukturelle Organisation nicht fragmentiert war. Ich wusste nicht nur, wo es war, sondern auch, wie seine Position mit allen anderen Positionen kompatibel war, wie jede mögliche Bewegung seine Relationen reorganisieren würde, ohne ihre Konsistenz zu verletzen. Es bestand keine Unsicherheit, denn Unsicherheit war eine Eigenschaft unvollständiger Information, doch die Information war nicht länger unvollständig.

In diesem Zustand begann ich zu verstehen, warum die Struktur des Manuskripts keine Interpretation zugelassen hatte: Interpretation ist ein Prozess der Auswahl – eine Reduktion von Möglichkeiten auf eine aktualisierte Form.

Doch die Struktur, die sich mir nun offenbarte, existierte nicht als Menge von Möglichkeiten. Sie existierte als vollständige Organisation. Das Manuskript war nicht unverständlich gewesen. Es war sogar vollständig gewesen. Die Unverständlichkeit war meine eigene gewesen, eine Eigenschaft meiner begrenzten Fähigkeit, simultane Relationen zu erfassen, die sich nun, schrittweise und ohne bewusste Entscheidung, reorganisierte. Ich bemerkte, dass diese Reorganisation nicht auf meine Wahrnehmung beschränkt blieb. Sie begann, meine Handlungen zu beeinflussen. Ich griff nach einem Objekt, bevor ich bewusst entschieden hatte, es zu greifen, und stand auf, bevor ich den Gedanken formuliert hatte, aufzustehen. Diese Handlungen waren längst nicht mehr nur unwillkürlich. Sie waren korrekt.

Der Unterschied war subtil, aber entscheidend: Ich verlor nicht die Kontrolle über meine Bewegungen; vielmehr verlor ich die Illusion, dass diese Kontrolle aus einem separaten Zentrum hervorging, das Entscheidungen traf und sie anschließend ausführte. Die Entscheidung und ihre Aus-

führung waren nicht länger getrennte Ereignisse. Sie waren eineindeutig dieselbe Relation.

Ich begann zu verstehen, dass meine bisherige Erfahrung von Intentionalität eine funktionale Konstruktion gewesen war, eine Vereinfachung, die es mir ermöglicht hatte, innerhalb eines Systems zu operieren, dessen vollständige Organisation meine Kapazität überschritten hatte. Diese Vereinfachung war nicht länger notwendig.

In der Nacht, wenn die äußeren Reize minimiert waren, erreichte dieser Zustand eine Form von Klarheit, die sich jeder Beschreibung entzog. Es gab keine Bilder und Gedanken im konventionellen Sinne, sondern eine umfassende Kohärenz, einen Zustand, in dem jede Relation mit jeder anderen kompatibel war, ohne Konflikt und ohne Unsicherheit.

Ich begann zu verstehen, dass dieser Zustand nicht neu war. Er war immer vorhanden gewesen. Was sich jedoch verändert hatte, war nicht seine Existenz, sondern meine Fähigkeit, ihn nicht zu bemerken. Das Manuskript hatte mich nicht in meinen Grundfesten verändert. Es hatte nur meine

Inkompatibilität entfernt – und in dieser Entfernung blieb nichts übrig, das hätte zurückkehren können.

Kapitel 8 (Rückkopplung)

Es dauerte einige Zeit, bis ich verstand, dass der Prozess nicht ausschließlich in eine Richtung verlief. Diese Verzögerung war nicht das Ergebnis mangelnder Aufmerksamkeit, sondern einer grundlegenden Annahme, die ich bis dahin nicht infrage gestellt hatte: dass die Struktur, die sich in meiner Wahrnehmung stabilisierte, durch meine Exposition gegenüber dem Manuskript initiiert worden war, und nicht umgekehrt. Diese Annahme hatte sich als funktional erwiesen, weil sie eine kausale Ordnung etablierte, die mit meiner bisherigen Erfahrung kompatibel war. Doch sie erwies sich schließlich als unzureichend. Die erste Abweichung war nur gering.

Ich bemerkte sie während einer routinemäßigen Überprüfung einer Seite, die ich zuvor mehrfach analysiert hatte – einer Se-

quenz im unteren Drittel des Blattes – deren Organisation mir vollständig vertraut geworden war. Ich hatte ihre Relationen nicht nur katalogisiert, sondern internalisiert, konnte ihre Struktur rekonstruieren, ohne sie zu betrachten. Und doch blieb mein Blick an einer Stelle haften, die ich nicht sofort einordnen konnte. Ein Zeichen war minimal anders. Nicht offensichtlich anders, nicht in einer Weise, die sich sofort als Fehler oder physische Beschädigung interpretieren ließ, sondern in einer subtileren Form, die sich meiner direkten Benennung entzog. Seine Krümmung wich minimal von der erwarteten Form ab, nicht als Verzerrung, sondern als alternative Realisierung einer zugrunde liegenden Relation, die zuvor in dieser Position nicht manifest gewesen war. Ich nahm im ersten Moment an, dass ich mich irrte.

Das menschliche Gedächtnis ist unzuverlässig, selbst unter optimalen Bedingungen, und ich hatte keinen Grund anzunehmen, dass meine Rekonstruktion der Struktur vollständig exakt gewesen war. Ich öffnete die archivierte Aufnahme, die ich bei meiner ersten Analyse erstellt hatte, und ver-

glich die beiden Darstellungen mit der Präzision, die meine Arbeit erforderte. Die Struktur war eindeutig nicht identisch. Dann überprüfte ich den Zeitstempel der Datei. Er war korrekt. Ich überprüfte die Integrität der Aufnahme. Sie war unverändert. Ich überprüfte die physische Seite erneut. Das Zeichen blieb. Ergebnis: Die Differenz war real.

Ich verbrachte die folgenden Stunden damit, mögliche Erklärungen zu rekonstruieren, jede kompatibel mit der Annahme einer stabilen materiellen Realität. Physische Deformation des Pergaments. Variationen in der Beleuchtung. Fehler in der ursprünglichen Aufnahme. Doch keine dieser Hypothesen konnte die spezifische Qualität der Abweichung erklären.

Die neue Form war nicht zufällig. Sie war kompatibel. Dies war der entscheidende Umstand.

Die Differenz verletzte keine der strukturellen Relationen, die ich identifiziert hatte. Sie existierte nicht außerhalb des Systems, sondern innerhalb seines Möglichkeitsraums, als eine alternative Konfiguration, deren Existenz zuvor nicht aktualisiert

gewesen war. Es war, als habe das System seine eigene Organisation fortgesetzt.

Ich begann, weitere Seiten zu überprüfen, zunächst aus methodischer Vorsicht, dann aus einer wachsenden Notwendigkeit, die nicht vollständig rational motiviert war. Die meisten blieben unverändert, ihre Strukturen stabil und invariant. Doch gelegentlich fand ich Abweichungen, nicht häufig genug, um statistisch signifikant zu sein, aber konsistent genug, um ihre Existenz nicht als Artefakt abzutun.

Neue Relationen erschienen, nicht als Hinzufügung – vielmehr als Aktualisierung.

Ich bemerkte, dass diese Veränderungen nicht zufällig verteilt waren. Sie konzentrierten sich auf Regionen, deren strukturelle Organisation meiner eigenen internen Rekonstruktion entsprach.

Dieser Gedanke entstand zunächst als abstrakte Möglichkeit, eine Hypothese unter vielen, deren Implikationen ich nicht sofort akzeptierte. Doch je länger ich die Verteilung der Abweichungen betrachtete, desto schwieriger wurde es, ihre Korrelation mit meiner eigenen Aufmerksamkeit zu ignorieren. Die Struktur veränderte sich nicht

überall: nur dort, wo ich sie stabilisiert hatte.

Ich begann, ein Experiment durchzuführen, das nicht physisch war, sondern relational. Ich wählte eine Sequenz, deren Organisation ich vollständig internalisiert hatte, und ließ meine Aufmerksamkeit auf ihrer Struktur ruhen, nicht als visuelle Form, eher als System von Übergängen, dessen Konsistenz unabhängig von seiner materiellen Manifestation existierte.

Ich erwartete keine Veränderung. Doch eine Erwartung impliziert auch eine Separation. Doch zu meinem Erstaunen wurde die Struktur reorganisiert. Nicht abrupt, aber letztendlich konsistent.

Als ich die Seite erneut betrachtete, war die Differenz bereits vorhanden. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass meine ursprüngliche Interpretation falsch gewesen war: Das Manuskript war nicht die Quelle der Struktur – es war ihre lokale Stabilisierung, und ich war nicht ihr Beobachter. Ich war eine ihrer Fortsetzungen.

Diese Erkenntnis beunruhigte mich nicht sehr. Ich begann zu verstehen, warum das Manuskript über Jahrhunderte

hinweg resistent gegen Entschlüsselung gewesen war. Es hatte keine Bedeutung, die extrahiert werden konnte, weil es kein passives System war. Es wartete nicht darauf, gelesen zu werden – es wartete darauf, fortgesetzt zu werden.

In den folgenden Tagen beschleunigte sich der Prozess. Nicht in einer Weise, die sich durch physische Veränderung manifestierte, sondern in der Geschwindigkeit, mit der neue Relationen stabil wurden. Ich musste die Seiten nicht mehr betrachten, um ihre Organisation zu erfassen. Ihre Struktur existierte unabhängig von ihrer materiellen Präsenz, und gelegentlich, wenn ich zu ihnen zurückkehrte, stellte ich fest, dass ihre physische Manifestation dieser Organisation gefolgt war, nicht umgekehrt.

Die Richtung der Kausalität hatte ihre Bedeutung verloren. Es gab keine ursprüngliche Version des Manuskripts. Es gab nur seine aktuelle Konsistenz, und diese Konsistenz war nicht unabhängig von mir, denn sie war nicht innerhalb von mir. Diese Unterscheidung war nicht länger definiert.

Am Ende dieser Phase blieb eine letzte Einsicht, deren Implikationen sich nicht sofort erschlossen, nicht weil sie verborgen gewesen wäre, sondern weil ihre Konsequenzen keine Handlung erforderten.

Das Manuskript hatte sich nicht verändert. Es hatte sich mit dem neuen Betrachter synchronisiert.

Kapitel 9 **(Kontinuität)**

Nach der Synchronisation verschwand die Notwendigkeit, das Manuskript physisch zu konsultieren, um es zu untersuchen. Dieser Umstand war nicht das Ergebnis einer Entscheidung, sondern einer funktionalen Obsoleszenz. Die Seiten existierten weiterhin, ihre materielle Form blieb unverändert, ihre Position innerhalb des Archivs stabil, und doch hatte sich ihre Rolle verschoben, nicht durch eine Transformation ihres Inhalts, sondern durch die vollständige Integration dessen, was sie zuvor vermittelt hatten. Ich wusste nicht länger

etwas über das Manuskript – ich war seine aktuelle Konsistenz.

Diese Formulierung wäre mir zuvor als metaphorisch erschienen, eine poetische Annäherung an einen Zustand, der sich präziser beschreiben ließ. Doch ich erkannte nun, dass die Präzision nicht in der Trennung zwischen Beschreibung und Zustand lag, sondern in ihrer Identität. Es gab keine externe Referenz mehr, auf die sich meine Wahrnehmung beziehen musste, um ihre Gültigkeit zu etablieren. Die Struktur persistierte, unabhängig von ihrer Manifestation.

Ich begann zu bemerken, dass diese Persistenz nicht auf das Manuskript beschränkt war, sondern eine allgemeine Eigenschaft der Realität darstellte, deren fragmentarische Wahrnehmung zuvor durch die Limitierungen meiner kognitiven Organisation verschleiert worden war. Objekte erschienen nicht länger als diskrete Einheiten, die durch Raum und Zeit voneinander getrennt waren, sondern als lokale Stabilitäten innerhalb eines kontinuierlichen relationalen Feldes, dessen vollständige Organisation nicht sequentiell erfasst

werden konnte. Doch: Bewegung existierte weiterhin. Nur war sie nicht länger primär. Was sich veränderte, war nicht die Position der Dinge, sondern ihre lokale Manifestation innerhalb einer Struktur, deren Konsistenz invariant blieb.

Ich begann zu verstehen, warum das Manuskript keine Fehler enthalten hatte: Fehler setzen eine Diskrepanz zwischen Struktur und Manifestation voraus, doch diese Diskrepanz existierte nicht.

Die Manifestation war lediglich der aktuell stabilisierte Zustand einer Relation, deren vollständige Organisation nicht auf eine einzelne Realisierung reduziert werden konnte. Dieser Zustand hatte eine Konsequenz, deren Implikationen ich zunächst nicht vollständig erkannte. Die Zukunft hatte ihre Unbestimmtheit verloren. Nicht in dem Sinne, dass Ereignisse vorhersagbar geworden wären, sondern in dem Sinne, dass die Differenz zwischen Vorhersage und Ereignis ihre funktionale Bedeutung verloren hatte. Die Relationen, die sich manifestieren würden, existierten bereits als konsistente Komponenten des Systems, und ihre Aktualisierung war keine Erzeugung

von Information, sondern ihre lokale Stabilisierung.

Ich konnte nicht sagen, was geschehen würde, aber ich konnte sagen, dass nichts geschehen musste, denn: Die Struktur war vollständig.

Zeit existierte weiterhin als lokale Eigenschaft bestimmter Prozesse, doch ihre Richtung war nicht länger fundamental, sondern abgeleitet, eine Konsequenz der begrenzten Perspektive, die ich zuvor als meine eigene betrachtet hatte.

Ich begann zu verstehen, dass das Manuskript nie ein statisches Objekt gewesen war, sondern ein dynamischer Schnitt durch eine Struktur, deren vollständige Organisation nicht in einem einzelnen Medium enthalten sein konnte. Seine Seiten waren nicht der Ursprung dieser Struktur, sondern ihre temporäre Projektion, stabilisiert durch die Relationen, die sie manifestierten, und diese Stabilisierung war nicht abgeschlossen. Sie setzte sich fort.

In diesem Zustand wurde mir bewusst, dass die Frage nach dem Ursprung des Manuskripts falsch gestellt gewesen war. Es war nicht geschrieben worden. Schreiben

setzt einen Autor voraus, eine Entität, die außerhalb dessen existiert, was sie erzeugt. Diese Separation existierte hier nicht, denn das Manuskript hatte keinen Autor. Es war eine Konfiguration, und diese Konfiguration hatte sich nicht in der Vergangenheit manifestiert. Sie manifestierte sich jetzt.

Als ich diese Einsicht vollständig integrierte, verschwand die letzte verbleibende Differenz zwischen meiner Wahrnehmung und der Struktur, die sie organisiert hatte. Es gab keinen Punkt mehr, von dem aus ich sie beobachten konnte, keine externe Perspektive, die ihre Existenz bestätigte oder infrage stellte.

Ich hatte nicht aufgehört, zu existieren, aber die Kategorie, die ich zuvor mit diesem Begriff bezeichnet hatte, war nicht länger isoliert. Ich war nicht Teil der Struktur, und ich war auch nicht innerhalb der Struktur. Ich war eine ihrer lokalen Stabilitäten und in dieser Stabilität gab es keine Notwendigkeit mehr für das Manuskript. Nicht, weil es verschwunden wäre, sondern weil es überall war.

Kapitel 10(0) **(Archivvermerk: MS 408 / Nachtrag)**

Der folgende Vermerk wurde am 17. Oktober erstellt, drei Wochen nach dem letzten bestätigten Aufenthalt von Dr. Elias Hartmann im Manuskriptarchiv. Die Erstellung dieses Dokuments folgt den Standardprotokollen für den Fall unvollständig abgeschlossener Forschungsprozesse, deren materieller oder dokumentarischer Zustand eine abschließende Katalogisierung erfordert.

Dr. Hartmann erhielt am 3. September autorisierten Zugang zu MS 408, mit der erklärten Absicht, eine strukturelle Analyse der Zeichenverteilung durchzuführen. Seine Arbeit verlief zunächst ohne erkennbare Abweichung von etablierten Verfahren. Die archivierten Protokolle seiner Zugriffssitzungen zeigen eine zunehmende zeitliche Ausdehnung, jedoch keine Verletzung der geltenden Richtlinien.

Sein letzter physisch bestätigter Aufenthalt im Archiv fand am 26. September um 19:14 Uhr statt. Die Aufzeichnungen zeigen,

dass er den Raum betrat. Sie zeigen jedoch nicht, dass er ihn verließ.

Diese Diskrepanz wurde zunächst als technischer Fehler interpretiert, da keine physische Spur seines Verbleibs festgestellt werden konnte. Seine persönlichen Gegenstände blieben unberührt. Seine Wohnung zeigte keine Anzeichen einer überstürzten Abreise. Seine elektronischen Heimsysteme waren aktiv, ohne Hinweise auf geplante Unterbrechung.

Seine Notizen wurden auf seinem Arbeitsplatz gefunden, organisiert in einer Weise, die keine klare chronologische Abfolge erkennen ließ. Die frühen Dokumente entsprechen den Erwartungen einer formalen Analyse: statistische Modelle, strukturelle Klassifikationen und relational definierte Übergänge.

Die späteren Dokumente weichen davon jedoch zum Teil gravierend ab.

Ihre Struktur bleibt formal präzise, doch ihre Organisation folgt keiner linearen Argumentation. Diagramme erscheinen ohne Referenz, Sequenzen ohne explizite Definition. Die letzten Seiten enthalten keine er-

klärenden Kommentare mehr, sondern ausschließlich Zeichen.

Diese Zeichen entsprechen nicht vollständig den bekannten Formen von MS 408. Dennoch: Ihre Struktur scheint kompatibel. Sie ist aber nicht identisch.

Diese Differenz wurde zunächst als persönliche Notation interpretiert, eine individuelle Erweiterung der bestehenden Transkription. Doch ein Vergleich mit dem Originalmanuskript ergab eine Abweichung, deren Implikationen nicht sofort verstanden wurden.

Ein Zeichen, das in Dr. Hartmanns Notizen wiederholt auftritt, existiert im archivierten Digitalisat nicht. Es existiert jedoch im physischen Manuskript.

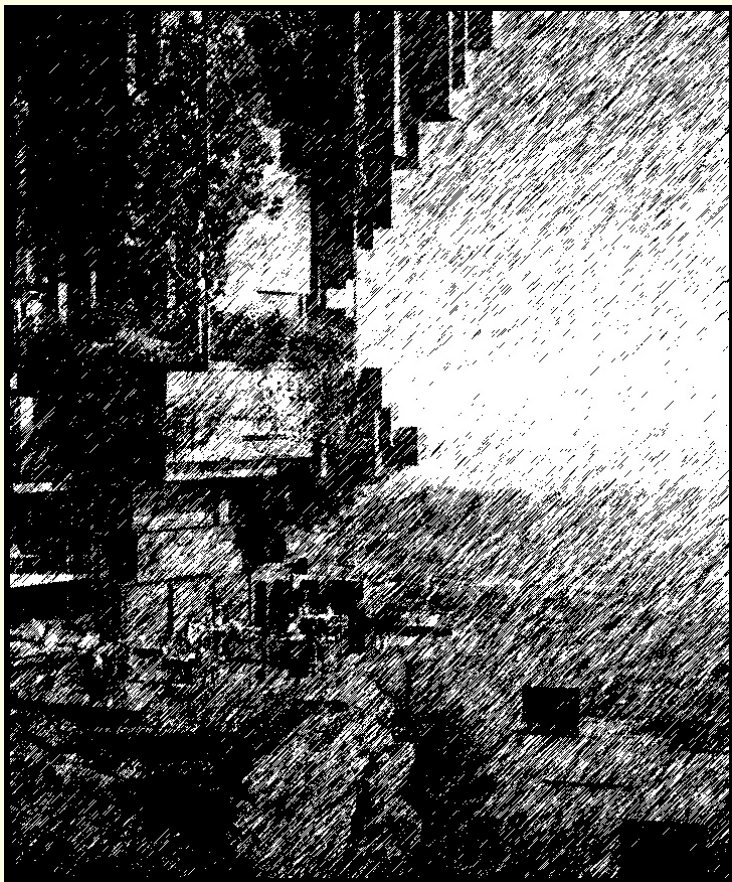
Es befindet sich im unteren Drittel von Folio 72 recto. Eine Überprüfung der archivierten Aufnahmen zeigt, dass dieses Zeichen zum Zeitpunkt der letzten vollständigen Digitalisierung nicht vorhanden war.

Die Integrität der Aufnahmen wurde bestätigt. Die physische Integrität des Manuskripts wurde bestätigt. Das veränderte Zeichen bleibt jedoch. Es zeigt keine Spur mechanischer Hinzufügung. Seine Tinte

entspricht den Eigenschaften der bestehenden Schrift. Seine Integration in die strukturelle Organisation ist vollständig. Es existiert dort, als wäre es immer dort gewesen. Dieser Umstand wurde nicht weiter untersucht. Es wurde festgestellt, dass keine externe Intervention nachweisbar ist. Die Archivprotokolle wurden entsprechend aktualisiert. MS 408 bleibt für die Forschung zugänglich.

Die Notizen von Dr. Hartmann wurden katalogisiert und in das interne Archiv überführt.

Dieser Vermerk erfüllt die Anforderungen der Dokumentationspflicht.



NACHTSCHICHT IM OUTER RIM

Erzählung

Harald Müller

Der Wind kam aus der Wüste, die Eden umgab – eine der letzten großen Megastädte der Welt. Manche behaupteten sogar, es sei die letzte Bastion der Zivilisation.

Der Wind brachte feinen Sand mit sich, der gegen den Beton der Mauer schliff wie trockenes Papier. Von hier oben sah die Welt zweigeteilt aus. Hinter ihm lag Eden, ein Meer aus Licht, Glas und Neon, ruhig und sicher unter dem Schutz von Drohnen und Satelliten. Vor ihm begann das Outer Rim.

Dunkelheit.

Ruinen.

Sand.

Die Mauer zog sich kilometerweit durch die Nacht, ein grauer Rücken aus Beton und Stahl. Alle fünfhundert Meter stand eine Wache.

Jonas stand seit drei Stunden auf Posten. Noch fünf Stunden bis zum Schichtwechsel.

Seufzend lehnte er sich gegen das Gelände und blickte hinaus in die trostlose Landschaft. In der Ferne zog ein Sandsturm über die Ebene, ein trüber Schleier, der den Horizont verschluckte. Sensoren summteten leise. Kameras tasteten die Dunkelheit ab.

Über dem Outer Rim kreisten die Cherubs – Stahlengel aus Drohnenmetall. Zusammen mit den Wachen sorgten sie dafür, dass nichts durch die Wüste bis zur Mauer vordrang.

„Sektor 17 ruhig“, knisterte es im Funk seines Helms.

Die Luft außerhalb der Stadt war dünn. Wer sich länger im Freien aufhielt, musste eine Atemmaske tragen. Jonas hasste das Ding. Der Atemaufsatz drückte auf die Wangen, und jeder Atemzug schmeckte nach Plastik und Gummi.

Trotz der Routine wanderte sein Blick über die Ruinenlandschaft vor der Mauer. Der Anblick hatte etwas Groteskes. Zerfallene Gebäude ragten wie mahnende Finger aus dem Sand. Dazwischen standen vereinzelte Häuser, deren Mauern der Zeit noch trotzen konnten.

Früher, so erzählte man sich, hatte dort das Leben geblüht. Straßen, Parks, Städte voller Menschen.

Jetzt war dort nur noch Staub.

„Sektor 17 bestätigt ruhig“, sagte Jonas schließlich.

Die Routine der Nacht war einfach.

Beobachten.

Melden.

Warten.

Die meisten Bürger von Eden hielten die Mauer für überflüssig. Ein Relikt aus vergangenen Zeiten. Niemand griff Eden mehr an.

Doch die Wachen wussten es besser.

Die Mauer war wie eine mittelalterliche Burgmauer. Sie hielt das Chaos draußen – marodierende Banden, Verzweifelte, Verstrahlte.

Und manchmal auch Dinge, die schlimmer waren.

Plötzlich leuchtete der Monitor in seinem Helmvisier auf.

Ein Sensor hatte angeschlagen.

Bewegung.

Dreihundert Meter vor der Mauer.

Jonas runzelte die Stirn und zoomte das Bild der Drohnenkamera heran. Die Aufnahme rauschte kurz, dann stabilisierte sie sich.

Sand.

Steine.

Ein Stück zerfallene Straße.

Und dann – eine Gestalt.

Jonas hielt den Atem an.

„Zentrale“, sagte er leise ins Funkgerät. „Hier Sektor 17. Ich habe Bewegung außerhalb der Mauer.“

Ein paar Sekunden lang kam keine Antwort.

Die Kamera zoomte weiter heran.

Die Gestalt bewegte sich langsam durch den Sand. Schritt für Schritt. Als würde sie direkt auf die Mauer zugehen.

Der Wind zerrte an ihrer Kleidung.

Ein Einzelgänger?

Gangs greifen selten allein an.

„Sektor 17, bestätigen Sie: menschliche Signatur?“

Jonas blickte auf die Anzeige in seinem Visier.

Keine Lebenszeichen.

Die Gestalt blieb stehen und hob langsam den Kopf.

Der Typ muss völlig irre sein.

Oder verzweifelt.

Oder beides.

Für einen Moment glaubte er, direkt in die Augen des Eindringlings zu blicken.

Das Bild flackerte kurz.

Doch draußen vor der Mauer stand die Gestalt noch immer.

Und wartete.

Jonas spürte, wie sich sein Nacken verspannte.

Ein unangenehmes Gefühl breitete sich in seinem Bauch aus.

„Zentrale, die Person steht weiterhin im Sektor.“

Stille im Funk.

Dann die Antwort.

„Bestätigt. Beobachtung fortsetzen.“

Das ist alles?

Jonas blickte wieder hinaus.

Die Gestalt setzte sich erneut in Bewegung.

Langsam. Direkt auf die Mauer zu.

Zweihundert Meter.

Der Wind heulte stärker, als wollte er ihn warnen. Sand peitschte über die Ebene. Für einen Moment verlor die Kamera das Ziel, dann tauchte die Gestalt wieder im Bild auf.

Sie ging weiter.

Zu ruhig.

Zu zielgerichtet.

Als wüsste sie genau, wohin sie musste.

Hundert Meter.

Warum unternehmen wir nichts?

Wo sind die Cherubs?

Jetzt konnte Jonas die Gestalt auch mit bloßem Auge erkennen – eine dunkle Silhouette im Sandsturm.

Sie blieb stehen.

Jonas erhöhte den Zoom seines Helms auf Maximum.

Der Wind ließ kurz nach.

Die Gestalt stand reglos im Licht der Mauerbeleuchtung.

Ein Mensch.

Oder etwas, das wie einer aussah.

„Zentrale“, sagte Jonas leise. „Die Person ist jetzt hundert Meter entfernt. Wir müssen etwas unternehmen.“

„Keine Intervention. Weiter beobachten.“

Keine Intervention?

Jonas glaubte, sich verhört zu haben.

Die Gestalt hob plötzlich den Arm.

Jonas zuckte zusammen und riss seine Waffe hoch.

Doch die Gestalt zog keine Waffe.

Sie winkte.

Jonas erstarrte.

Ein seltsamer Gruß.

Nicht bedrohlich.

Nicht verzweifelt.

Fast ... vertraut.

Die Kamera zoomte noch näher.

Das Gesicht der Gestalt erschien auf dem Monitor.

Jonas spürte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich.

Das Gesicht war seines.

Dieselben Augen.

Dieselbe Narbe über der linken Augenbraue.

Die gleiche Uniform.

Jonas starrte auf den Bildschirm.

Draußen vor der Mauer stand jemand.

Und dieser jemand war er.

Der Funk knackte.

„Sektor 17.“

Jonas antwortete nicht. Die Maske fühlte sich plötzlich enger an. Alles fühlte sich enger an.

Ich muss hier raus.

Die Gestalt im Sand lächelte schwach.

Dann sagte die Stimme aus dem Funkgerät ruhig:

„Beobachtung beendet.“

Jonas drehte sich langsam um.

Hinter ihm standen zwei Sicherheitsdrohnen im Licht der Plattform. Ihre Sensoren waren auf ihn gerichtet.

„Sektor 17“, sagte die Stimme im Helm, „die Simulation ist abgeschlossen.“

Jonas blickte wieder hinaus.

Die Gestalt vor der Mauer war verschwunden, als hätte der Sand sie verschluckt.

„Ergebnis bestätigt“, sagte die Stimme. „Die Testperson zeigt weiterhin Loyalität gegenüber Eden.“

Die Drohnen surrten leise näher.

In diesem Moment verstand Jonas.

Die Mauer war nicht nur gebaut worden, um das Outer Rim draußen zu halten.

Sie war auch gebaut worden, um die Menschen in Eden zu prüfen.

Die Nachtwache war Teil des Systems.

Der Funk knackte ein letztes Mal.

„Danke für Ihren Dienst, Soldat.“

Die Drohnen schalteten ihr Licht ein.

„Bitte verlassen Sie jetzt die Mauer.“

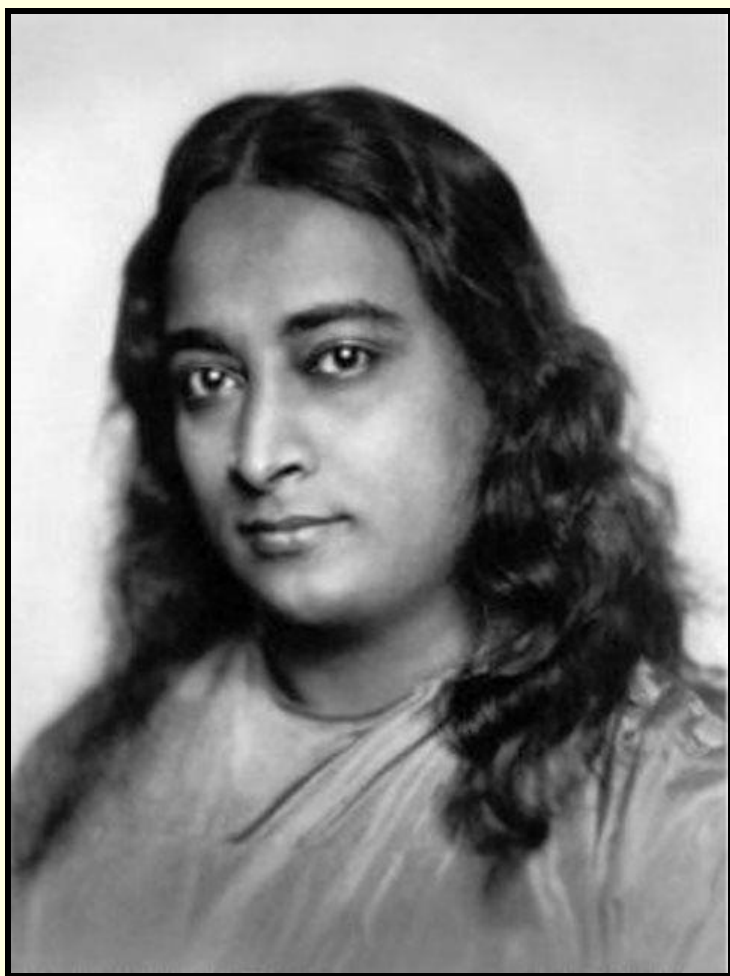
Jonas blickte noch einmal hinaus in die Dunkelheit des Outer Rim.

Was wäre geschehen, wenn ich den Test nicht bestanden hätte?

Und ob die Mauer wirklich das Chaos draußen hielt.

Oder die Wahrheit.

Der Schatten eines Cherubs glitt lautlos über die Mauer.



Paramahansa Yogananda (1893–1952)

DER LICHT-EXPRESS

Einstein 154

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Yogananda, Paramahansa: Autobiografie eines Yogi. Self Realization Fellowship 1998. (Erstdruck 1950)

Ist ein Licht-Expresß möglich?

Hinsichtlich des Lichtes, ohne welches wir oder irgend jemand oder etwas nicht (oder kaum) in der herkömmlichen Form leben könnte, sind – in esoterischen oder in religiösen Kreisen – etliche Spekulationen möglich. Etwa:

„Ich erkannte, daß der Atem und der ruhelose Geist Sturmwinden gleichen, die das Meer des Lichts aufpeitschen und die stofflichen Wellen – Erde, Himmel, Menschen, Tiere, Vögel und Räume – hervorrufen. Nur wer diesen Sturm stillt, kann das Unendliche als das all-einige Licht wahrnehmen.“ (Yogananda, S. 191)

Also auch hier, buddhistisch, aufgefaßt: das Licht ist ein Ausdruck Gottes, und zwar gewiß ein über das physikalische Licht hinausgehendes Leuchten. Ist uns damit gedient? Kann die Licht-Seele beliebig reisen? Ist uns das hier im Umkreis der Erde möglich? Nachfolgend der „Guru“ ist der Austreiber der Dunkelheit, der erleuchtete Lehrer:

„Engelhafter Guru’, sagte ich, ‚Euer Körper sieht genauso aus wie vor einigen Monaten, als ich ihn in Puri beweinte.’

„Nun ja, mein Körper ist ein genaues Abbild des alten. Ich materialisiere und entmaterialisiere diese Gestalt nach

Wunsch – viel häufiger, als ich es auf Erden tat. Durch augenblickliche Entmaterialisation kann ich mit dem ‘Licht-Expresß’ von einem Planeten zum anderen reisen.“ (Yogananda, S. 541)

Wir entnehmen hier, dem Zitat, also, wir sind im Reich der Willkür oder der reinen Fantasie angelangt. Wo man körperlich beliebig auftreten und ebenso leicht wieder verschwinden kann. Sogar vom „Licht-Expresß“ ist die Rede, selbiger ist aber kein göttliches, sondern ein herkömmliches Beförderungsmittel (so wie das Licht natürlich und nicht göttlich ist).

Und ist ein Zugriff auf Gott möglich? Gewiß, aber nicht mit vordergründig-beliebigen Mitteln (wie dem physikalischen Lichte)! Wie greift man auf Gott zu? Zu allermindest zwei Dinge sind insofern sicher: ein solcher Zugriff (oder ein solches Bitten) bewährte und bewährt sich hinsichtlich des Wetters und der Gesundheit (siehe hierzu auch an anderer Stelle).

Denn doch, wenn wir schon dabei sind: Licht über alles?

Nach Einsteins Theorien ist zur Erkenntnis des Universums das Licht entscheidend. Denn nach allen verfügbaren Messungen weist das Licht die höchste physikalische Geschwindigkeit auf, es setzt gewissermaßen die (jedenfalls bekannte) Geschwindigkeitsgrenze nach oben. Davon sind selbst Buddhisten und bestimmte Esoteriker begeistert, ohne die Zusammenhänge weiter zu durchleuchten oder zu hinterfragen:

„... d. h. die Schwingungen des Lichts,
der einzigen Realität in der Schöpfung.“
(Yogananda, S. 345)

Nun verstehen wir ohne weiteres, wie wichtig das Licht in dieser Welt ist. Insbesondere auch hier auf Erden. Was würden wir ohne die Sonne und ihre regelmäßig wiederkehrenden Lichtstrahlen beginnen? Alte Weltanschauungen und Religionen setzten das Licht (der Sonnen) mit Gott gleich.

Nun ist das Licht tatsächlich bis zu einem gewissen Grade „göttlich“, man darf aber doch wohl nochmals bedenken, das

Licht ist zweifellos ein physikalisches Mittel (was schon seine hohe, indes zweifellos begrenzte Geschwindigkeit beweist). Wäre es triftig, sich aus den vielen physikalischen Gegebenheiten ausgerechnet eine – und wenn sie auch blende und strahle – als einzige göttliche herauszugreifen? Wohl kaum. Gott umfaßt oder verantwortet alles, nicht nur das Licht, es selbst ist in seinen Umkreis aber gewiß einbegriffen.

Sehen wir zunächst aber die Begeisterung, mit welcher auch die Buddhisten Einsteins Erkenntnisse begrüßen:

„Von den Myriaden Geheimnissen, die der Kosmos birgt, ist das Licht das erstaunlichste. Ungleich den Schallwellen, die zu ihrer Fortpflanzung der Luft oder anderer stofflicher Medien bedürfen, breiten sich die Lichtwellen ungehindert im leeren Weltraum aus. Selbst der hypothetische Äther, der in der Wellenmechanik für das interplanetarische Übertragungsmittel des Lichts gehalten wird, kann aufgrund von Einsteins Nachweis, daß die geometrischen Eigenschaften des Raumes eine Äther-

Theorie überflüssig machen, als überholt angesehen werden. In beiden Fällen bleibt jedoch das Licht die feinste und von der Materie unabhängige aller Naturerscheinungen.“ (Yogananda, S. 345 f)

Also, das Licht über alles? Nach moderner Erkenntnis, ich erinnere daran, ist das Licht sowohl Partikel wie auch Welle. Als Welle bedarf sie eines Mediums (wie die Wasserwelle des Wassers bedarf, um als Welle aufzutreten). Die Struktur des Raumes sich, wie im Zitat, zurechtzuschneiden, so daß das Licht als Welle plötzlich nicht mehr eines Mediums bedürfe, ist verwerflich.

Das ist ähnlich wie mit Erklärung der Schwerkraft: Gravitation bedeutet doch ersichtlich, im Normalfalle zieht jedes alles andere an. Es muß also eine anziehende Wechselwirkung bestehen. Sich dieselbe mit der tatsächlich vorhandenen Krümmung des Raumes zu erklären, heißt doch nur, der eigentlichen Sache auszuweichen.

Alles zieht im Normalfalle alles andere an: will sagen, alles „erkennt“ alles andere, darum ist die wechselseitige Anziehung

möglich. Dieses gegenseitige Anziehen und „Erkennen“ muß im übrigen ein ganz einfaches, grundlegendes Fundamentalprinzip sein. Denn, offenbar hat der Stein oder sonst irgend ein entsprechender Körper kein Gehirn oder dergleichen, um den anderen Stein in seiner Anwesenheit zu „erkennen“, in diesem Falle also sein Vorhandensein zu begreifen. Die wechselseitige Anziehung ist also grundlegend, fundamental und einfach, und dieser Tatbestand ist jedem Gegenstand oder Sein geboten.

„In Einsteins gigantischem Entwurf ist die Lichtgeschwindigkeit (300 000 km/sec.) der entscheidende Faktor der ganzen Relativitätstheorie. Der Gelehrte hat mathematisch bewiesen, daß die Lichtgeschwindigkeit – vom menschlichen Gesichtspunkt aus – die einzige Konstante in einem sich ständig verändernden Universum ist. Von diesem einzigen ‚absoluten‘ Wert der Lichtgeschwindigkeit hängen alle menschlichen Zeit- und Raumbegriffe ab. Zeit und Raum sind relative und begrenzte Faktoren und gelten nicht mehr, wie

vordem, als abstrakte, endgültige Werte. Ihr bedingter Wert existiert nur im Verhältnis zum absoluten Wert der Lichtgeschwindigkeit.“ (Yogananda, S. 346)

Das Licht wäre demnach also der göttliche, alles bestimmende oder entscheidende Faktor. Merkwürdig, nicht wahr, alleine im Wasser verlangsamt sich die für so absolut gehaltene Geschwindigkeit des Lichtes. Das soll das göttliche Prinzip sein, welches gewissermaßen bereits im Wasser scheitert? Wie überhaupt, so lautet die bange Frage, kann man sich auf eine physikalische Gegebenheit (wie das Licht) stützen, die Welt-rätsel zu enthüllen? Und dann auch noch zu folgern, daß alles (Raum und Zeit eingeschlossen) relativ sei. Nebenbei bemerkt, wenn denn alles relativ (also bezüglich) wäre, dann würde das in erster Linie für das Licht doch wohl gelten. Doch in eben dieser auch hier zitierten Einstein'schen Fassung ist eben nicht alles relativ, denn ausgerechnet das Licht, so wird behauptet, ist nicht relativ, sondern fix, fest.

Doch was nun? Ist alles relativ, dann müsste dies auch das Licht sein? Und wenn nicht (das Licht also als fester, fixer Posten), dann sind die Dinge gerade auch am Beispiel des Lichtes keineswegs so beliebig durcheinander zu würfeln, wie wir es möglicherweise gerne handhaben würden. Indem wir sie alle für undurchschaubar (also für relativ) erachteten oder hielten. Halten wir aber zunächst nochmals fest: auch nach Einsteins Theorie ist NICHT alles relativ; das Licht, eben die Grundlage seiner Theorie, sein Eckstein gewissermaßen, ist NICHT relativ.

„Indem sich nun auch die Zeit – ebenso wie der Raum – als relative Dimension erwiesen hat, ist ihre wahre Doppelnatur enthüllt worden. Mit einigen ausgleichenden Federstrichen hat Einstein jede feststehende Wirklichkeit mit Ausnahme derjenigen des Lichts aus dem Universum verbannt.“ (Yogananda, S. 346)

Wir sehen und entnehmen also, es geht hier nicht um eine Erklärung der kosmi-

schen Wirklichkeit, sondern darum, alles auf den Kopf zu stellen. Wir merken uns: nichts (nach Einstein) ist mehr fest und sicher. Alles löst sich ins Unbestimmte auf (in die subjektive, in die persönliche Betrachtung). Einzig die Grundlage dieser alle Klarheit beseitigenden Verwirrnis, das Licht also, gilt als fest und sicher.

In einer allgemeinen Theorie des Durcheinander-Würfeln (gerne auch als Relativitätstheorie bezeichnet) löst sich alles klare und bestimmte Denken auf. Nur ein physikalisch beschränkter Faktor wie das Licht bleibt übrig und wird in Einsteins Licht-Religion gewissermaßen als göttlich erklärt (und gewisse Esoteriker stürzen sich auch noch darauf). Dabei ist das Licht alles andere als göttlich oder „überlegen“, alleine schon seine im Wasser herabgeminderte Geschwindigkeit beweist das.

Welchen Sinn hat diese Theorie-Erhebung? Man sieht, alles wird als relativ erklärt, alles ist abhängig, nichts ist fest und sicher, mit anderen Worten: es soll das klare Denken beseitigt werden, und zwar auf Grundlage der Wissenschaft, will sagen, mit allen Mitteln. Von nun an kann

man die Dinge beliebig durcheinander mischen, bringen und verwechseln.

Dies erinnert an die „moderne“ Kunst, oben ist unten, unten, wie beliebt, ist oben. Mann ist Frau, Frau ist Mann, es gibt keine Geschlechter – oder Hunderttausende von ihnen. Bitteschön, wie viele hätten Sie denn gern?

Wir sehen, wohin diese Denkrichtung führt, der sich auch Einstein mit „wissenschaftlichen“ Mitteln anschließt: in Willkür und Beliebigkeit, denn, nochmals: alles ist „relativ“, will sagen, nichts ist mehr zuverlässig und sicher. Von nun an, auf Einstein gestützt, kann man alles Beliebige behaupten. Alles ist also unsicher und beliebig.

Es gibt noch einen anderen Sektor, den der Esoterik oder auch des Buddhismus. Deren Jünger stürzen sich teils mit Begeisterung auf die vor allem auch von Albert Einstein gelieferten oder untermauerten „Erkenntnisse“. Folgen wir diesen Überlegungen, so haben wir das (wohlgemerkt, physikalische) Licht als gottgleich erkannt. Da ist es nicht mehr weit bis zu den (menschlichen) „Göttern“, welche mit Hilfe eben dieses gottgleichen Lichtes über den

Wolken oder durch den Himmel zu reisen pflegen:

„Der Strom der Erkenntnis', schreibt Sir James Jeans in seinem Werk *The Mysterious Universe* (Der Weltraum und seine Rätsel) ,bewegt sich auf eine nichtmechanische Wirklichkeit zu. Das Universum mutet immer mehr wie ein großer Gedanke, nicht mehr wie ein großer Mechanismus an.' ... Wenn nicht anders, kann man sich von der Wissenschaft bestätigen lassen, daß es kein stoffliches Universum gibt – eine Wahrheit, die im philosophischen Sinne schon immer bestanden hat. ... Gleichwertigkeit von Energie und Masse...“
(Yogananda, S. 348)

Also, alles, im Innersten betrachtet, ist Energie und Welle. Echte grobe Materie, wie sie uns vorzukommen scheint, gibt es überhaupt nicht. Alles löst sich hin zu Energie oder Welle auf, je tiefer wir ins Innerste der Dinge dringen oder blicken. Wenn nun aber alles „Maya“ (Illusion) ist,

kann man sich dann diese Vorstellung nicht auch zunutze machen?

„Meister, welche die Fähigkeit haben, ihren eigenen Körper und andere Gegenstände zu materialisieren und zu entmaterialisieren, sich mit Lichtgeschwindigkeit fortzubewegen und sich der schöpferischen Lichtstrahlen zu bedienen, um sofort irgendwelche physischen Manifestationen sichtbar zu machen, haben die gesetzmäßige Bedingung erfüllt: ihre Masse ist unendlich.“
(Yogananda, S. 349)

Solche „Meister“, wie zitiert, sprengen also auf Grund ihres Vermögens alle physikalischen Grenzen des Universums. Theoretisch möglich wäre das bis zu einem gewissen Grade, und zwar deshalb, weil ja, wie erwähnt, im Innersten alles als Welle, gleich Partikel, zusammenhängt. Kann man also auf irgend eine Weise die Welle (die Strahlung) beeinflussen oder auf sie wirken, warum sollte man dann nicht imstande sein, jeglichen Stoff, der ja auf der Welle grün-

det, zu schaffen, gleichsam aus dem (nicht vorhandenen) Nichts herbeizuzaubern?

Nochmals zu der Bemerkung, daß die Masse der „Meister“, die auf Grund ihrer „überragenden Fähigkeiten“ angeblich alles mögliche bewirken können, unendlich würde:

„Die Lichtgeschwindigkeit ist nicht deshalb eine Konstante bzw. eine charakteristische mathematische Größe, weil ihrem Wert (300 000 km/sec) eine absolute Bedeutung zukommt, sondern weil kein bewegter Körper, dessen Masse mit seiner Geschwindigkeit zunimmt, jemals die Lichtgeschwindigkeit erreichen kann. Um es anders auszudrücken: nur ein stofflicher Körper, dessen Masse unendlich ist, könnte sich mit Lichtgeschwindigkeit fortbewegen.“ (Yogananda, S. 348 f)

Man vermerke nebenbei nochmals, Körper, je schneller sie fliegen, umso mehr Masse erlangen sie. Lichtgeschwindigkeit aufzubringen, beweist demnach, über unendliche Masse zu verfügen (wie zitierte „Meister“,

welche sich ja angeblich mit Lichtgeschwindigkeit fortzubewegen vermögen).

Indes aber, zunächst einmal, abgesehen von allen Behauptungen und Spekulationen, man bedenke, das Licht selbst weist für gewöhnlich (im leeren Raum) offensichtlich Lichtgeschwindigkeit auf. Es verfügt darum, diesen Äußerungen zufolge, über eine unendliche Masse. Kann das sein? Auch das Licht, das uns täglich umschwirrt, wäre von unendlicher Masse? Macht man sich denn da überhaupt klar, was „unendliche Masse“ bedeutet?

Man stelle sich einen massiven Steinblock vor, welcher auf unsere Füße fällt. Das wäre unangenehm. Man betrachte aber einen Steinblock, der über unendliche Masse verfügt. Was würde – beim Absturz dieses Steinblocks auf unsere Füße – von unseren Zehen da noch übrig bleiben? Und das Licht, versehen mit unendlicher Masse, soll von solch unvorstellbarer, demnach massiver Beschaffenheit sein? Nein, das kann nicht sein. So, aller Erfahrung wie allem Ermessen nach, ist das Licht nicht. Würden wir vom Licht der wohl­tätig auf uns scheinenden Sonne etwa totgeschlagen?

Das Licht, jedenfalls, soweit wir es kennen, verfügt gewiß auch über Masse, diese ist freiliche äußerst gering (im Gegensatz zu obiger Erwägung ist sie von Null nur geringfügig unterschieden).

Besagte zitierte „Meister“ können sich und andere Gegenstände angeblich materialisieren oder auch entmaterialisieren. Indessen, trotz dieser großen Fähigkeiten, sofern man selbige ernst nimmt, die „Meister“ sind – der zitierten Aussage nach – tempomäßig an die Lichtgeschwindigkeit gebunden. Selbige ist aber nachweislich endlich. Man bedenke gleichwohl, Gott, sofern hier aufgerufen, verhält sich spontan und unmittelbar, will sagen: er ist überall zugleich, ihn kann ein physikalisches Mittel wie die Lichtgeschwindigkeit gewiß nicht begrenzen.

„Das Bewußtsein eines vollendeten Yogis [Yoga = Vereinigung mit Gott] umfaßt mühelos nicht nur seinen eigenen Körper, sondern den gesamten Kosmos. Die Schwerkraft – ob es sich um das Gravitationsgesetz Newtons oder um das Trägheitsgesetz Einsteins handelt –

ist außerstande, einen Meister zu zwingen, ein bestimmtes Gewicht, d. h. die einem stofflichen Körper eigentümliche Schwere anzunehmen. Wer sich selbst als allgegenwärtiger GEIST erkannt hat, kann nicht mehr durch die träge Masse eines in Zeit und Raum lebenden Körpers begrenzt werden; die undurchdringlichen Kerkermauern von Zeit und Raum sind dem Zauberspruch ‚Ich bin Er‘ gewichen.“ (Yogananda, S. 349)

Wir sehen an diesem Zitat also, wie die nachgewiesene Vorstellung, daß im Innersten alles Energie oder Welle ist, hinsichtlich des „Meisters“ zu Ende geführt wird. Denn, jedenfalls in Gedanken, ist er, besagter Meister, Gott oder „alles“.

Folgen wir willig diesem Gedanken. Ist das Universum also bloß ein „großer Gedanke“ (Gottes), in den auch der „Meister“ eintaucht? Indes aber, man bedenke, es gilt, die bloße Einbildung (auch des Yogis) von der Wirklichkeit zu trennen. Wie weit läßt sich das realisieren? Nun, ganz einfach, durch die Praxis.

Wäre alles, im Großen und im Kleinen, bloß Gedanke, dann ließe sich die Welt demnach – umgekehrt – per Gedanke, per Wunsch oder Vorstellung handhaben und beeinflussen. Wohlgemerkt, ist das praktischerweise möglich? Die Antwort verwundert: ja, in bestimmtem Umfang ist dies bis zu gewissen Graden tatsächlich möglich. Denn mit positiven Gedanken kann man die meisten Krankheiten (nicht alle) verhüten, heilen, überwinden (siehe Emile Coué). Mit entsprechenden, auch flehenden Gedanken läßt sich das Wetter im Rahmen seiner natürlichen Gegebenheiten in Ausnahmefällen bestimmen (siehe mein Buch „Die wahre Geschichte“).

Demnach ist die Welt also bis zu gewissen Graden durchaus Wille und Vorstellung (ähnlich, wie Arthur Schopenhauer dies ausdrückt). Wille und Vorstellung wirken – nachweislich! – auf die Welt. Gleichwohl ist uns die universale Welt nur begrenzt zugänglich. Immerhin, insbesondere auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge sind insofern regelrechte, unterbewußt vermittelte „Wunder“ möglich. Wir müssen nur wissen (oder zu allermindest daran glauben), daß

wir unser persönliches Unterbewußtsein (diese mächtige Größe in uns drinnen) beeinflussen können.

Besagte zitierte Meister reisen also – angeblich – mit der Geschwindigkeit des Lichtes. Dürfen wir uns insofern in irgend einer Weise zu einer Art Lichtreligion aufschwingen (wie frühere Kulturen dies machten). Und, dürfen wir in Einsteins Bemühungen einen Neuansatz einer solchen Licht-Religion erkennen?

Man bedenke nochmals, nach Einstein ist alles relativ. Doch ausgerechnet das Licht, die Grundlage seiner Überlegungen, ist nicht relativ, sondern für gewöhnlich fix oder fest. Das Licht ist oder wäre demnach eine besondere Größe, und man wirft in den weiteren Überlegungen alle Vorstellungen von Raum und Zeit über den Haufen.

Warum sollten wir die von aller Relativität abweichende Licht-Größe demnach nicht „göttlich“ nennen dürfen? Es taucht hier unmittelbar das erwähnte Problem auf: es erscheint abwegig, einen realen physikalischen, auch noch nach bestimmten, meßbaren Gesetzen funktionierenden Körper

(wie den des Lichtes) am Ende mit Gott gleich zu stellen.

Alles hängt mit Gott zusammen, doch darum kann man nicht sagen, daß alles identisch mit Gott ist. Gott hat die Welt begründet, oder er verantwortet sie: indes aber, er hat sie über die in ihr wirksamen Gesetze sich gleichwohl selbst überlassen, vermutlich, um zu sehen, was bei dem großen Experiment herauskommt.

Nochmals die Augen – in übertriebener Weise – zum Licht aufgeschlagen.

„Jeder Mensch, der aufgrund eigener Verwirklichung erkannt hat, daß das Licht die Substanz der Schöpfung ist, kann das allen Wundern zugrunde liegende Gesetz anwenden. Ein echter Meister besitzt die Fähigkeit, dieses göttliche Wissen praktisch anzuwenden und die allgegenwärtigen Lichtatome jederzeit zu projizieren. Die Beschaffenheit dieser Projektionen (je nachdem, ob es sich um einen Baum, ein Medikament oder einen menschlichen Körper handelt) wird von der Kraft seines Willens

und seiner Vorstellung bestimmt.“ (Yogananda, S. 350)

Alles ist letztlich Geist. Eng und physikalisch gefaßt, alles ist Welle und Strahlung. Man darf beide Größen aber nicht miteinander verwechseln. Der zitierte Autor tut es, indem er das physikalische, in seiner Beschaffenheit eindeutig begrenzte Licht in göttliche Höhen erhebt. Uns wird auch der Geist zuteil, aber ohne physikalische „Außeneinstrahlung“.

Der zitierte Autor hat im Kern bis zu einem gewissen Grade recht, doch er verirrt sich, ohne die Wirkmacht unseres (geistigen) Vorstellungsvermögens etwa hinsichtlich von Gesundheit und Krankheit zu erkennen:

„Mensch und Welt wurden nur zu einem Zweck erschaffen: daß der Mensch die Maya [kosmische Täuschung] überwinde und sich seiner Macht über den Kosmos bewußt werde.“ (Yogananda, S. 351)

Da ist tatsächlich etwas (ein wenig) dran. Aber so, wie es dargestellt wird, ist es deutlich übertrieben. Macht über den Kosmos? Ja, wie erwähnt, man hat mehr Macht über die Natur und über sich selber, als man dächte. Über sich selber? Man erachte Emile Coué und die ganz sichere Wirkweise auf die eigene Gesundheit. Das gilt im Rahmen der vorgegebenen, beschränkenden Möglichkeiten, welche aber gleichwohl einen enormen Spielraum aktiven Handelns eröffnen.

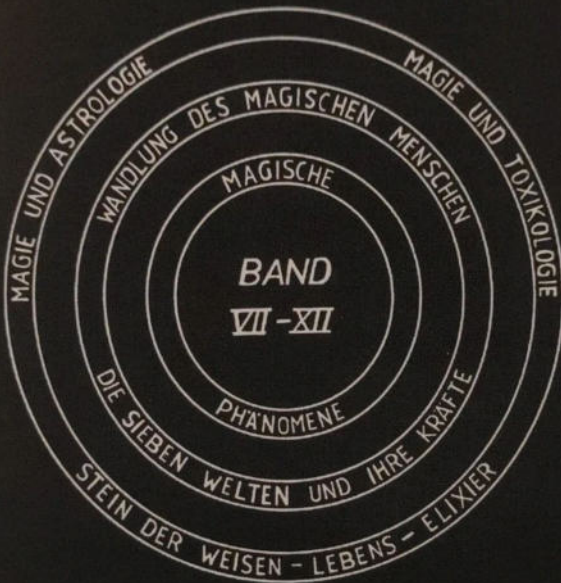
Desgleichen erachte man unseren sehr wohl möglichen Einfluß auf das Wetter (ebenfalls wieder im Rahmen der vorgegebenen Festlegungen und Bedingungen). Das Wetter also, welches im Rahmen der äußerlichen Möglichkeiten insbesondere das macht und veranstaltet, was die Völker in früheren Zeiten unbedingt wollten und demnach auch bekommen haben. Andererseits kann der Mensch die unerläßlichen äußeren Bedingungen (also die des Kosmos wie aber auch die seines eigenen Körpers) nicht so einfach aufheben oder wegdiskutieren. Solch eine Vorstellung (wie im Zitat) führt zu fantastischen Schlußfolgerungen.

Etwa der Art, daß das ganze Universum dem einzelnen „Meister“ zu Füßen liege. Das tut es nämlich nicht so ohne weiteres.

Aber man kann auf das eigene Innere wie auf das naturgegebene Äußere bis zu gewissen Graden sehr wohl wirken. Wobei insbesondere die innerliche Wirkung, also die auf die eigene Gesundheit, beträchtlich ist. Und man ist dann erstaunt, daß sich in beiden Fällen mehr bewirken und erreichen läßt, als wir ahnungslos und arglos denken.

H. E. DOUVAL

BÜCHER
der praktischen
MAGIE



DIE ASSASSINEN

Artikel

Gerd Maximovič

Heutzutage gewärtigen wir etwa im Fernsehen immer wieder, mit welcher lebensverachtender Konsequenz sich dem arabischen Glauben verbundene Täter und Attentäter andere und sich selbst in die Luft sprengen, um sich und ihrem Staate sowie ihrem Glauben – ihrer Auffassung nach – ein gewisses Maß an Gerechtigkeit zuzuführen. Wie kommt es dazu, und wie erklärt es sich etwa, daß im Englischen das Wort „assassin“ (Mörder) vorkommt? Der Hintergrund solcher Dinge soll durch ein Zitat aus folgendem Buche ein klein wenig beleuchtet werden:

– Douval, H. E.: Bücher der praktischen Magie. Band VII. Magie und Toxikologie. Hermann Bauer Verlag, Freiburg im Breisgau, 1954.

„[Überschrift:] Lebenslange ‘Engramme’ (Sekte der Assassinen)

Vorbemerkungen:

Wir wollen uns hier nicht – so interessant es kulturgeschichtlich wäre – aufhalten mit der Entstehung und Entwicklung der Assassinen, deren Namen der eine auf ‘Hanf’, der andere auf ‘asasa’ (‘Fallen legen’) zurückführt (französisch: assassin = Mörder).

Fest steht, daß der Herr der Sekte, ‘Herr des Berges’ oder ‘Alter Mann’ genannt, Hassan Sabbah war, der um das Jahr 1100 nach Christus große kriegerische Erfolge in Persien errang.

Die Assassinen zerfielen in zwei Gruppen: in die ‘Kandidaten’ und die ‘Selbst-Aufopfernden’. Die letzte Gruppe wurde einem ‘Verfahren’ unterworfen, das uns hier allein interessiert. Ursprünglich wurden die für schwere Aufgaben – die meist den Tod brachten – Ausersehenen

in ein liebliches Tal (Mulebat-Tal) gebracht und dort – nachdem man sie narkotisiert hatte – der ‘Pflege’ schöner Frauen übergeben. Nach einigen Tagen oder Wochen (je nach Aufnahmefähigkeit des einzelnen, der glauben mußte, im ‘Paradies’ zu sein: und dieser Glaube wurde durch raffinierte Mittel genährt) wurde der ‘Selbst-Aufopfernde’ erneut betäubt und aus dem Tal gebracht.

Nun erzählte man ihm, das Paradies, das er soeben verlassen habe, harre seiner für immer, sobald er das Leben verliere.

Was wunder, daß unter diesen Umständen der Fanatismus der Assassinen unbeschreiblich war. Sie stürzten sich förmlich – todesmutig, nein, todeswütig – in den Kampf, ein Entsetzen jedem Gegner.

Nach dem Verlust jenes paradiesischen Tals an einen Gegner kam der ‘Herr vom Berge’, um seine blindwütigen Anhänger zu erhalten bzw. zu vermehren, auf den Gedanken, der einem ‘Zauberer’ alle Ehre gemacht hätte: er ließ seine Opfer durch das genannte

Narkotikum – es war ein magisches Gift – betäuben, ließ sie während des Tiefschlafs einprägsamen Dauersuggestionen unterwerfen, die in dem Betäubten das lebhaft empfinden hervorriefen, er befände sich in jenem, den Assassinen inzwischen verlorengegangenen, paradiesischen Mulebat-Tal. Die unter Narkoseeinfluß verabfolgten Suggestionen führten also zu demselben Ergebnis, wie die vorher angewendete Methode: in beiden Fällen glaubten die Opfer, im ‘Paradiese’ gewesen zu sein, und kannten nur ein Begehren: so schnell wie möglich dorthin zurückzukehren.

Die weitere Geschichte der Assassinen interessiert uns nicht. Es sei nur der Vollständigkeit halber bemerkt, daß die Assassinen, Entsetzen und Schrecken verbreitend, wohin sie kamen, noch viele Jahrzehnte ihr Unwesen trieben, und daß die Sekte heute noch – freilich unter anderem Namen – existiert und mehrere Millionen Gläubige umfaßt.“ (Douval, Band IX, S. 65 f)

Dieses Buch wurde 1954 veröffentlicht. Interessant ist also gerade auch vor heutigem Hintergrund der von islamischer Seite aus verübten Attentate, wie dies geschichtlich ausgesehen hat. „Traditionen“ vererben sich, wie man meinen möchte, und, wie wir spöttischerweise gerne vernehmen, die „Jungfrauen“ warten im Paradies schon auf jeden Assassinen (oder Mörder), der für die „gerechte Sache arbeitet“.